Preis 20 Reichspfg.

Die freie Meinung

Bezugspreis einschließlich Bestellgeld monatlich 80 Pfg. Bestellungen werden in der Geschäftsstelle Breslau, Höfchenstr. 48, Fernr. Stephan 37897 und bei sämtl. Postanstalten entgegengenommen. Bei Zusendung unter Kreuzband Portokosten als Aufschlag. Redaktion: Breslau Höfchenstr. 48. Fernruf Stephan 37897

Wochenzeitung für Politik und Kultur

Größte politische Wochenzeitung des Ostens

Anzeigenpreis: Je Millimeter für Schlesien 14 Rpfg. außerhalb 20 Rpfg. Reklame 7, kleine 100 Reichspfennige. Preise freibleibend. Stellenangebote, Stellengesuche und Wohnungsanzeigen 25% Rabatt. Platzvorschrift 30% Aufschlag. — Erfüllungsort Breslau — Postscheckkonto Breslau 21808. — Anzeigenannahme Geschäftsst. Höfchenstr. 48. Fernr. Stephan 37897

8. Jahrgang Nr. 51/52 — Breslau, 25. Dezember 1926 — Erscheint 1 mal wöchentlich

Sechsfache Ladenmiete in Breslau!

Die Weihnachtssorgen der Breslauer Geschäftswelt

Aus dem Inhalt:

Das Debetkonto des Breslauer Genders
Komödien im Breslauer Stadtparlament
Kindertreuzug 1927
Degeneration
Der Lehnstuhl. Von Walter Meckauer
Weihnachtsgeläute. Von Henri Bordeaux

Politische Weihnachtswehen

Als ich in voriger Woche während meiner Anwesenheit in Berlin meinen Leitartikel schrieb, stand ich noch unter dem Eindruck der Meldung, daß die Sozialdemokratie nach der Abdankung der Reichsregierung zur „Großen Koalition" bereit sei. Es ist anders gekommen. Der tönerne Koloß im Reichstag, der sich Sozialdemokratie nennt, hat zur Freude der Deutschnationalen ein Fünkchen Temperament bekundet und die Regierung gestürzt. Welch ein Hohn in der sozialdemokratischen Presse, wenn jemals Kommunisten und Deutschnationale in den Parlamenten sich zusammenfanden, aber wenn zwei dasselbe tun, ist es noch nicht dasselbe, sagt ein altes Herrenwort. Von dem Fünkchen Temperament ist der Sozialdemokratie inzwischen speübel geworden: sie erkennt, daß sie zur unrechten Zeit in den Porzellanladen getrampelt ist, und sieht nur, daß der Wirrwarr ärger wurde, als wir ihn in voriger Woche an dieser Stelle kennzeichnen konnten. Die Frist, die sich Hindenburg erbeten hat, um einen neuen Mann seines Vertrauens mit der Regierungsbildung beauftragen zu können, kommt den Sozialdemokraten ungeheuerlich vor. Was kann aus diesem Zaudern geboren werden? Und man entsinnt sich, daß wir genau um dieselbe Zeit vor 2 Jahren gleichfalls einen entsetzlichen Wirrwarr in der Innenpolitik hatten. Zu Weihnachten 1924 standen wir gerade eine Woche hinter den Reichstagswahlen, aus denen die Sozialdemokratie mit 120 Mandaten als stärkste Partei hervorging. Welchen Respekt der sozialdemokratische Wahlerfolg bei den übrigen Parteien auslöste, offenbarte das Zentrum, das aus Besorgnis für seine kulturfeindlichen Bestrebungen augenblicklich eine Parole zur Bildung eines Bürgerblocks ausgab. Die 120 Sozialdemokraten ließen sich auch prompt an die Wand drücken, obwohl kurz vorher Löbe ein wertvolles wenn auch nicht lückenloses Innenprogramm aufgestellt hatte, nach dem die Sozialdemokratie sich sehr gut hätte richten können. Heraus kam ein rechtsstehendes Ministerium mit vier Deutschnationalen auf wichtigen Positionen unter dem zu zwei Drittel gleichfalls deutschnational gesinnten Dr. Luther. Was uns in der darauffolgenden Zeit die Herren Schiele, Neuhaus, von Schlieben und der Graf Kanitz bescherten, war das gerade Gegenteil der Löbeschen sozialen Forderungen, die die Beseitigung der Hochschutzzölle und eine Vermehrung der Notstandsarbeiten enthielten. Als diese Regierung sich dem Reichstag präsentierte, rief Dr. Breitscheid verzweifelt: „Das ist der erste Schritt zur Monarchie", worauf Schlange-Schöningen, einer der bekanntesten Deutschnationalen, mit einem herzerfrischenden „Gott sei Dank!" antwortete. Dr. Luther biß sich auf die Lippen und erklärte, er werde jeden Minister unbarmherzig ablägen, der seine Stellung parteipolitisch mißbrauche, aber aus diesem Ministerium und der Militärfröhlichkeit des deutschen Volkes wurde Hindenburg, unser derzeitiger Reichspräsident. Die Hoffnungen eines Teiles des deutschen Volkes, das Hindenburg den Franzosen das Leder verfehlen würde, erfüllten sich glücklicherweise nicht. Nachdem der Skandal um die Ruhrkredite der Regierung Luther-Stresemann verrauscht und der letzte Eindruck des Ruhrkrieges verwischt war, begann Stresemanns eindeutige Verständigungspolitik mit Frankreich, die als einzige gerade Linie in seinem politischen Leben vermerkt werden darf. Sonst aber brachte die rechtsstehende Regierung ein ungeheures Elend über Deutschland. Herr von Schlieben erkühnte sich zu predigen: „Das deutsche Volk muß sich an eine bescheidenere Lebenshaltung gewöhnen", während wir uns inmitten einer katastrophalen Entwicklung zum Elend befanden. Es folgten der in seiner Auswirkung verbrecherische Beamtenabbau, die jedem Volksempfinden Hohn sprechende Erhöhung der Zölle und die Massenentlassungen von Arbeitnehmern. Als endlich die deutschnationalen Minister einschließlich Luthers gehen mußten, war es zu einem Zurückschrauben der Verhältnisse schon zu spät, und unter ihrem Eindruck stehen wir noch heute. Nachdem die Sozialdemokratie die Regierung gestürzt, wäre es parlamentarisch richtig gewesen, wenn sie die Bildung der Regierung sofort in die Hände genommen hätte, damit der deutsche Parlamentarismus nicht noch lächerlicher gemacht werde, als er ohnedies schon ist. Noch zweckmäßiger wäre gewesen, die Auflösung des Reichstags kategorisch zu fordern. Aber wohl überlegte Initiative ist nicht Sache der deutschen Sozialdemokratie, und so erleben wir schon wieder das Schauspiel, daß diese Partei unter keinen Umständen Führerin aus dem Elend sein will und mit einer Kompromißlösung sich zufrieden zu geben geneigt ist. „Ein Kabinett der Mitte", also ein Kabinett, wie es zuletzt war, erscheint den Sozialdemokraten im Augenblick als geeignete Lösung der Lage. Welch Hasenherzen in Männerbrüsten! Und Birnbäumchen schmockt bereits in seiner „Volksmacht" von „Bedingungen", die die Sozialdemokratie an die Bildung eines solchen Kabinetts knüpfen müßte. Der Menschheit ganzer Hammer muß angesichts einer solchen Häufung von Unmännlichkeit und politischen Kastratentum jedes Vernunftswesen erfassen, denn eben hat es sich doch erwiesen, daß das bisherige Kabinett der Mitte hohnlächelnd über sämtliche Wünsche der Sozialdemokratie hinweggegangen ist. Es scheint, als ob die Sozialdemokratie ein Grauen davor hat, sich, wie vor dem Kriege isolieren zu lassen — eine Gemeinschaft mit den Kommunisten wäre ja ein „Verrat" an den bürgerlichen Freunden, die sich bisher vor keinem Verrat gescheut haben, wie sich das Zentrum auch fernerhin vor keinem Verrat scheuen wird, denn es braucht für das antikulturelle Reichsschulgesetz doch einmal die Brüderschaft mit der Rechten. Wenn auch das Zentrum zuletzt ankündigt, daß es mit den Deutschnationalen nicht zusammengehen wolle, so kann es im Ernstfalle doch auch anders, und man hat ja an den bisherigen deutschnationalen Ministern der Republik gesehen, welche Schiebung möglich ist. Es heißt einfach, die Minister werden aus ihrer Partei herausgenommen und unabhängig gemacht, — das Ganze nennt man dann „Geschäftsministerium". Aber an ihrem „Geschäft" sollt ihr sie erkennen! „Auf die Polstile gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens sitzt der redliche Hindenburg in seinem Lehnstuhl" und brütet nun das Schicksalsei des deutschen Par-

Die Reichstagspuppen von einst und jetzt!

Der Männerstolz, mit dem sich die Herren Reichstagsabgeordneten als Vertreter des Volks zu bezeichnen pflegen, war vor Königsthronen ganz geschwunden. In der Monarchie hatten weder das Volk noch seine Vertreter etwas zu sagen, und der Reichstag war eine schäbige Kulisse für den souveränen Absolutismus. Der Monarch ernannte Kanzler und Minister, so wie es seiner gekrönten Herrlichkeit paßte. Der Reichstag war „die Garde, die unser Kaiser liebt", er sagte, weil ihm nichts anderes übrigblieb, zu allem Ja und Amen, bewilligte alles, was die bevollmächtigten kaiserlichen Handlanger von ihm verlangten, und schlug höchstens beim Budget ein paar laute Töne an, um die Wähler darüber hinwegzutäuschen, daß er in Wirklichkeit ohnmächtig war. Was der Reichstag erlangen konnte, waren höchstens Brosamen, die von des Herrn Tische fielen; hatte die kaiserliche Regierung wirklich einmal so einen Krümel den Vertretern des Volks gnädigst zukommen lassen, so machten die gleich einen riesigen Fetthappen daraus und gaukelten dem Volk einen ungeheuren Erfolg vor. Und die Untertanen in ihrer Knechtseligkeit glaubten daran und bildeten sich ein, auf die Geschicke des Reichs bestimmenden Einfluß zu haben.

Es ist in solchen Fällen immer ganz interessant, von kaiserlichen Ministern zu hören, wie wenig Macht der Reichstag besessen hat. So hat kürzlich der Untersuchungsausschuß des Reichstags, der — wenn er sich nicht gerade vertagt — noch immer die Ursachen des Zusammenbruchs erforscht, den früheren Staatssekretär von Kühlmann vernommen, der vom Sommer 1917 an ein Jahr lang die auswärtige Politik des Kaiserreichs geleitet hat. Dabei kam die bekannte Friedensresolution zur Sprache, die der Reichstag im Juli 1917 mit großem Pathos beschlossen hatte: Der Reichstag habe, erklärt Kühlmann, mit der Forderung eines Friedens ohne Annexionen nicht den geringsten Einfluß auf das politische Geschick des Reichs gehabt, der Siebenerausschuß der Reichstagsparteien, der gebildet worden war, um über die Absichten der Regierung vertraulich informiert zu werden, sei einfach ausgeschaltet und über sehr wichtige Maßnahmen des Reichskanzlers gar nicht unterrichtet worden. — Herr von Kühlmann ist in diesen Angaben sicher glaubwürdig. Man kann sich danach einen sehr heiteren Begriff von der traurigen Rolle machen, die die Herren Reichstagsabgeordneten in den Augen der kaiserlichen Hofleute gespielt haben. Lassen wir uns aber nicht bange machen: so war es natürlich nur in der Monarchie.

In der Republik werden wir parlamentarisch regiert, in der Republik geht die Staatsgewalt natürlich vom Volke aus, in der Republik regieren die Reichstagsabgeordneten und ernennen und stürzen Kanzler und Minister. Und in der Republik haben wir, im neunten Jahre ihres Bestehens, den Fall Junkers. Der Fall Junkers ist zur Sprache gekommen durch die Enthüllungen des „Manchester Guardian", die ihrerseits sofort vom „Vorwärts" kolportiert wurden. Im Dezember 1921, behaupten die Enthüller, habe das Reichswehrministerium sich erboten, der Firma Junkers zum Flugzeugbau in Rußland 21 Millionen Goldmark zur Verfügung zu stellen. Im Februar 1923 kam ein Abkommen zustande, wonach die Junkerswerke sich auf den Bau von Kampfflugzeugen konzentrieren und auf deutsche Kosten in Moskau jährlich 300 Flugzeuge bauen sollten. Im selben Jahr gab das Reichswehrministerium an, 70 Millionen Goldmark für „politische und militärische Unternehmen" zur Verfügung zu haben. Im Mai 1924 wurde dann zwischen dem deutschen Reichswehrministerium, der russischen Regierung und den Junkerswerken ein neues Abkommen geschlossen, und außer den 4 Millionen, die die Junkerswerke schon bekommen hatten, erhielten sie nun noch weitere 8 Millionen. Noch im Laufe des Jahres 1924/25 gab das Reichswehrministerium Kredite an Junkers. Aber Junkers reichte bei der Durchführung des ihm auferlegten militärischen Bauprogramms mit den Geldern nicht und verlangte neues Kapital oder wollte Schadenersatz für das ihm entgangene zivile Flugzeugbaugeschäft anmelden: da setzte sich Seeckt auf die Hinterbeine. Zwar wurden noch einmal, im Oktober 1925, 17½ Millionen Schulden für Junkers bezahlt, aber durch eine aufgezwungene Fusionierung mit Aero-Lloyd kam Junkers in immer größeren Druck und konnte bis zum Mai 1926 wieder ein Minus von 18 Millionen Mark verzeichnen. Das sind, wie man sieht, ganz respektable Summen, die das Reich für einen mysteriösen militärischen Zweck spendiert hat.

Fragt sich nur, woher das Geld kommt. Und mit einem Male werden die verschlafenen Herren im Reichstag wach und merken, daß es einen Reichswehretat gibt, über den alljährlich groß und breit beraten wird. In diesem Etat fehlen nun vollkommen die Summen, die an Junkers gegeben worden sind, — und wenn schon das Material des „Manchester Guardian" einigen patentierten Politikern aus einer Denkschrift der Junkerswerke seit dem Frühjahr (die deutschen Rüstungen in Rußland gehen bis 1921 zurück!) dieses Jahres bekannt ist, so ergibt sich aus dem Vergleich der englischen Enthüllungen, die von deutscher Seite nicht bestritten werden, mit den offiziellen Reichswehretat, daß dieser Reichswehretat in den letzten Jahren eine einzige Verschleierung war, und daß hohe Millionenbeträge offenbar durch falsche und versteckte Buchungen verfassungswidrig der parlamentarischen Kontrolle entzogen worden sind, d. h., daß Herr Geßler und seine Trabanten herrlich und in Freuden in den Fußstapfen der kaiserlichen Minister wandeln, indem sie bewußt den Reichstag ausschalten.

Nur hat diesmal der Reichstag nicht nötig, sich ohne weiteres ausschalten zu lassen, denn die Weimarer Verfassung zeichnet für das Verschulden, das die verantwortlichen Minister, und insbesondere Herrn Geßler, zumindest staatsrechtlich trifft, einen klaren Rechtsweg vor; es heißt dort im Artikel 59: „Der Reichstag ist berechtigt, den Reichspräsidenten, den Reichskanzler und die Reichsminister vor dem Staatsgerichtshof für das Deutsche Reich anzuklagen, daß sie schuldhafterweise die Reichsverfassung oder ein Gesetz verletzt haben." Wird nun der Reichstag Anklage erheben? Werden sich die Vertreter des Volkes ihre Entmündigung gefallen lassen?

Vorläufig sind sie, heiter und zufrieden, in die Ferien gegangen.

Doktor.

M 108

Stadtbibl. 31.12.26

lamentarismus mit einem Blick auf den Wirrwarr von Scheidemann bis Marx und mit dem anderen Auge wohlwollend auf die geschäftigen Deutschnationalen, die ihre Reichswehr schwarzweißrot erhalten wollen, was bei ihnen als ausgezeichnete Wahlparole gilt. Und es hat wirklich den Anschein, als ob das neue Jahr den Reichstag auffliegen sehen wird, denn unter der feuchtkalten Atmosphäre des gegenseitigen Mißtrauens wird sich in nächster Zeit wohl kaum eine arbeitsfähige Regierung halten können. Nur eine Wahl, die die Parteiaffern von Grund auf umstülpt, kann Aussicht auf Rettung bieten. Es kommt ganz auf das deutsche Volk an, denn jedes Volk hat die Regierung, die es verdient.

Hans Hanteda-Fleischmann.

Politische Glossen

Der Freispruch! Der Germersheimer Prozeß hat den erwarteten Ausgang genommen: Rouzier ist freigesprochen worden. Der französische Leutnant Rouzier hat nicht nur den Tod des Deutschen Müller auf dem Gewissen, er hat auch den Deutschen Matthes durch einen Schuß in den Kopf so schwer verletzt, daß er noch heute im Lazarett liegt. Dafür wurde Matthes — wegen „beleidigender Haltung gegenüber einem Mitglieder der Besatzung" zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, und die anderen, aus demselben Grunde angeklagten Deutschen erhielten ebenfalls erhebliche Gefängnisstrafen. Der französische Offizier, der einen Menschen getötet und einen andern schwer verletzt hat, wird also — wegen „Notwehr" — freigesprochen. Die Deutschen, die sich gegen die Kugeln wehren, werden verurteilt. (wobei zu bemerken ist, daß Rouzier in Zivil war, als „Mitglied der Besatzung" also nicht erkannt und beleidigt werden konnte): das ist bewußte, klare Rechtsbeugung, die hierfür dem französischen Kriegsgerichts in Landau öffentlich bescheinigt werden soll.

Diesen Freispruch zu kritisieren steht nur denen zu, die den Freispruch des völkischen Revolverhelden Magiera durch das Breslauer Landgericht ebenso scharf verurteilt haben. Auch Magiera, der in der Dunkelheit den Reichsbannermann Doktor erschoß — aus „Notwehr" sagt das Gericht, läuft heute frei herum: hier aber feiert die „nationale" Presse — die den Freispruch Rouziers als „Schandurteil" brandmarkt — den Mörder als Helden. Und die „Schlesische Zeitung" schreibt: „... Der Freispruch des Leutnants Rouzier, wie aus der Verhandlung hervorgegangen ist, eines Vertreters der französischen Wehrmacht von sehr zweifelhaften moralischen Qualitäten, kann nur ermutigend auf andere junge Herren der Besatzung wirken..." Man kann dieses Satz, auf den Fall Magiera angewandt, ebenso gut dem Breslauer Landgericht ins Stammbuch schreiben. Aber davon wird die „Schlesische Zeitung" vermutlich nichts wissen wollen! ...

Wie weit geht das Christentum? In den deutschen Gefängnissen und Zuchthäusern sitzen unzählige politische Gefangene, die eine Klassenjustiz hinter Kerkermauern verdammt hat. Und Weihnachten steht vor der Türe! Da haben sich Angehörige und Freunde zusammengetan, um den oft gänzlich unschuldigen Opfern durch ein paar Liebesgabenpakete wenigstens etwas Licht und Freude zu bringen. Aber die guten und frommen Christen, die in der Verwaltung dieser Strafanstalten sitzen, haben verschiedene Auslegungsansichten über die betreffenden Bittelforderungen. In Baden und Thüringen wird die Annahme von Weihnachtspaketen für politische Gefangene verboten! Die mittellosen Gesinnungsgenossen haben dort alle nutzlos ihren letzten Groschen weggegeben, um ihrem Freund im Gefängnis ein Zeichen ihres Gedenkens zum Heiligen Abend zu übermitteln. Die Herren im Amte werden zwar sehr liebedienerisch und fromm zu Weihnachten in die Kirche wandern und ihren Kindern schöne Geschichten von der allerchristlichsten Nächstenliebe erzählen — aber so weit geht ihr Christentum nicht, den von der Außenwelt Abgeschnittenen, die nicht wegen ehrloser Verbrechen bestraft wurden, eine kleine Freude bereiten zu lassen.

Der mutige Kanonier. Er wollte das Vaterland retten, der Herr Kuntges in Berlin, und da ihm seine Vereinsbrüder eine so hohe und heilige Tat nicht zutrauten, wettete er — in einer Schenke natürlich —, daß in jedem Berliner noch der gute alte Geist steckt und daß er an einem ersbesten Schupo diese Behauptung beweisen wolle. Leider trafen die deutschen Helden auf ihrer morgendlichen Rückkehr tatsächlich ein Auge des Gesetzes, das der bedenklich wackelnde Kuntges sogleich mit Stentorstimme anherrschte: „Herr!... Herr Beamter! Hier steht ein braver deutscher Bürger. Im Namen Seiner Majestät befehle ich Ihnen: Gehen Sie nach Hause, Sie Esel!" Aber der Beamte hatte mit dem armen Toren Mitleid und ließ sich auch durch Majestät nicht tangieren, was den Vaterlandsretter derart erzürnte, daß er losschrie: „Kerl, ich bin alter Kanonier!" Und dann stürzte er sich auf den Beamten und begann mit seinen Fäusten ein Trommelfeuer. Der Schupo klopfte dem Edlen daraufhin zweimal mit dem Gummiknüppel auf die Schulter. Nun erwartete Kuntges die Hilfe seines Vereins, der indessen schon längst das Weite gesucht hatte. Da schmolz sein Zorn, jammernd reckte er die Arme gen Himmel und flehte tränenden Auges den Schupo an: „Nicht schießen, Herr Wachtmeister, nicht schießen!" Und wieder empfand der Beamte Mitleid, er schoß nicht, sondern stellte bloß die Personalien fest. Vor Gericht konnte sich der heldenhafte Kanonier absolut nicht mehr auf jene Nacht erinnern, behauptete nur ständig, ein friedliebender Mensch zu sein. Selbstverständlich war auch das Gericht davon überzeugt und verurteilte, entgegen dem Antrag auf zwei Monate Gefängnis, den Angeklagten nur zu 400 Mark Geldstrafe, die sicherlich der Verein aufbringen wird. Der stramme Kuntges hatte augenscheinlich auf seine Richter einen sehr treuherzigen Eindruck gemacht, als er mit einem schwarz-weiß-roten Schlüsselchen im Gerichtsgebäude erschien. Ob da nicht der verprügelte Schupo mit ein paar kräftigeren Knüppelhieben gewissermaßen als ausgleichende Gerechtigkeit von vornherein gewirkt hätte? —

Nach berühmtem Muster versucht die neue reaktionäre Regierung von Litauen, deren Mitglieder ausschließlich Vertreter der extremen Rechten oder faschistisch eingestellte Militärs sind, ihre Machtstellung durch brutale Zwangsmaßnahmen zu sichern. Die Führer der Arbeiterschaft sitzen bereits seit mehreren Tagen hinter Gefängnismauern und mit ihnen wurden alle Führer der Volkspartei verhaftet, die als links eingestellt bekannt sind. Die demokratischen Zeitungen sind bis auf weiteres verboten. Die Arbeiterpresse ist vollkommen unterdrückt. Nur einmal das kleinste Gewerkschaftsblatt darf erscheinen. Parlamentarisch stützt sich die Regierung auf eine Minderheit. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß die neue Regierung die 45 Mandate der zur Linksmehrheit gehörenden Abgeordneten einfach kassiert und dann nur mit dem ihr vollkommen ergebenen Rumpfparlament regiert.

Mussolinis neue Konkurrenz beherrscht die terroristischen Praktiken ausgezeichnet. Die gefährliche Nähe Rußlands freilich sollte ihren Uebermut etwas dämmen! ....

Eine rechte Berichterstattung betreibt das W.T.B. Zwei Meldungen beweisen das:

Hamborn, 22. Oktober. (W.T.B.)

„Beim hiesigen Finanzamt ging von dem Steuerassistenten Weiß, der seit einiger Zeit spurlos verschwunden ist, die Mitteilung ein, daß er in die französische Fremdenlegion verschleppt worden sei und sich bereits in Marokko befinde. Er hatte in Gemeinschaft mit seiner Frau seinen Urlaub im Elsaß verbracht und war von dort nicht mehr zurückgekehrt. Seine Frau hatte ihn zum letzten Male gesehen, als er sich anschickte, eine Bergbesteigung zu unternehmen."

3. Dezember. (W.T.B.)

„Der Stadtassistent Weiß vom hiesigen Finanzamt ist von seinem üblichen Erholungsurlaub nicht zurückgekehrt. Eine darauf vorgenommene Bücherrevision ergab einen Fehlbetrag von etwa 69 000 Mark, die Weiß durch raffinierte Fälschungen veruntreut hat. Weiß soll sich, wie aus Briefen hervorgeht, in der Fremdenlegion befinden."

Die zweite Meldung nimmt, ist man nicht, durchaus nicht auf die erste Bezug und läßt den unbefangenen Leser in dem Glauben, daß die Franzosen deutsche Staatsbürger „in die Fremdenlegion verschleppen". Und diese famose Berichterstattung wird vom Reich, also von den Geldern der Steuerzahler, subventioniert!

Wenn nicht zu helfen ist. Schon wieder eine Köpenickiade — diesmal bildet das schöne Thüringerland mit Gotha den dunklen Schauplatz. Irgendein lustiger Bruder kehrt da vor einigen Wochen im Schloßhotel der einstigen Residenzstadt ein und nennt sich Baron Korff; im übrigen erfindet er den Portier, ihm Briefe mit der Anschrift „Prinz von Preußen" auszuhändigen. Bereits nach 24 Stunden tummelt sich jung und alt um den „Kronprinzensohn, der ganz inkognito reist". Es hagelt Einladungen, Interviews, Bittgesuche. Herrliche Tage voll Ausfahrten, Diners, Tees, Theaterbesuchen. Die Intendanz müht sich übermenschlich, Seine königliche Hoheit zufriedenzustellen. „Er" wirft mit entzückenden Bonmots um sich: „Wenn ich nicht Hohenzoller wäre, dann möchte ich Blücher heißen!" Welch hoher Geist?! Es war ein Leben, wie einst im Mai der Residenzzeit, man konnte sich im Glanze des edlen Prinzen, der sogar so bescheiden war, einer Sitzung des Deutschbundes beizuwohnen — wahrhafte Demut! Als sich dann die Rechnungen auf einige tausend Mark beliefen, war der Jüngling eines Morgens verschwunden, gänzlich verschwunden. Und in Gotha ward ein allgemeines Trauern anberaumt. Man soll sogar zornig sein — — bis zum nächsten Male. Heil Gotha allerwege!

Wie reich der russische Zar gewesen ist. In seinem neuen Buch „Das Wirtschaftsleben im Zeitalter des Hochkapitalismus" führt Werner Sombart als Beispiel eines „seigneurischen Reichtums" den gewesenen Kaiser von Rußland an. Das Jahreseinkommen Nikolaus II. betrug mindestens 150 Millionen Goldmark. Die Zivilliste allein ergab etwa 32 Millionen Mark im Jahre. Die Großfürsten und Großfürstinnen erhielten davon mehr als zwei Millionen, die Kaiserin-Witwe und die Zarin jede als „Taschengeld" 520 000 Mark. Ferner legte der Zar jedes Jahr für die Mitglieder einer jeden seiner Töchter je 80 000 Mark zurück. Die kaiserlichen Krongüter und Ländereien, die durch Erbschaft oder Kauf von diesem einen Menschen zusammengerafft worden waren, bedeckten einen Flächenraum, welcher so groß war wie ganz Deutschland. Die Krongüter umfaßten die schönsten Wälder Europas, die methodisch ausgebeutet wurden. Der Zar machte Riesengeschäfte mit Brenn- und Bauholz. Ein Drittel der Ländereien war bebaut und an Landwirte oder Winzer verpachtet. An anderen Stellen befanden sich große Wind- und Wassermühlen, Fischereibetriebe, Bergwerke usw. Dazu kamen noch die in Sibirien liegenden Privatgüter des Zaren mit ihren großen Platin-, Gold-, Silber-, Kupfer- und Eisenbergwerken. Sie allein schon repräsentierten ein Jahreseinkommen von dreißig Millionen. Danach kann man erst so recht begreifen, daß schon der Sturz und die Enteignung bloß dieses einen Mannes mit Notwendigkeit eine ungeheure soziale Revolution von tiefgreifenden Besitz-, Einkommens- und Produktionsverschiebungen in Stadt und Land, in Industrie und Bodenwirtschaft bewirken mußte. Erst im Lichte dieser Zahlen wird klar, wie gigantisch die Macht gewesen ist, die die Romanows in ihren Schätzen angehäuft hatten und die nun in nichts zerflossen ist.

Scheinwerfer

Wenn die Frösche quaken! ...

Ein neuer Dinter

Herr Franz Kaiser, eine neue Leuchte deutschvölkischen Geistes, fühlt sich bemüßigt, in einem Buche, „Die Judenfrage vom Standpunkt der Herrenmoral", alten Kohl aufzuwärmen. Wiewohl die Hakenkreuzlerei in ihrem alten Stunk und ihrer penetranten Stupidität verwest, seien hier — zur allgemeinen Erheiterung — einige Sprüche mit der Weisheit Franz Kaisers mitgeteilt:

Der Boden der Wissenschaft ist teutonisches Nationaleigentum, die nordische Rasse hat hier die Vorarbeiten geleistet und besitzt gewissermaßen unveräußerliche Patentansprüche auf ihre grundlegenden Entdeckungen. Die übrigen minderen Rassen mögen fleißig sein wie sie wollen, sie bleiben immerhin nur Nachbeter, Nachtreter, Nachäffer.

Der Jude ist vom höheren Studium gänzlich auszuschließen. Nicht nur der Jude, auch die breite Volksmasse. Das Studium ist ein Vorrecht jener, deren Vorfahren den Grundstein des heut gen Wissens gelegt haben. Auch das Frauenstudium darf nicht nach dem Gutachten der Schulmeister beurteilt werden.

Der Cäsar muß schon durch seine bloße Erscheinung das Pathos der Distanz erzwingen, muß in der Welt der Köter ein Gefühl der Zerknirschung hervorrufen... Er muß das Gefühl der Demut vor der Gottheit in den Massen hervorrufen... Was liegt am Wohl, Wehe und Untergang von Millionen, wenn nur der Repräsentant der Geltungsseele gedeiht.... Der Same des Cäsar ist heilig, und jede spießbürgerliche Mutter muß sich glücklich schätzen, wenn der Herr eine ihrer Töchter würdig findet, von ihm beruhrt zu werden.

Ein Volk, das kein nichtarbeitendes „Gestüt" hat, kann sein Blut nicht auffrischen.

Herr, dunkel ist der Rede Sinn! Wahrscheinlich sind ein paar Kerle dieses „nichtarbeitenden Gestüts" bei sittlichen Vergehen ertappt

Weihnachts-Legende

Von Henri Bordeaux.

Autorisierte Uebertragung aus dem Französischen von

Kunde-Grazia.

Das Gericht verurteilte eine arme, völlig mittellose Frau, deren Kind krank ist, zu Gefängnis, weil sie gestohlen hat. Herr Rameau, ihr Verteidiger, ist schmerzlich davon berührt. — — Am heiligen Abend tritt sie ihre Strafe an. — — Ich muß an die alte Ballade „Mutter Blake und Harry Gill" von Wordsworth denken, und eine Geschichte, die ich in meiner Jugend hörte, kommt mir in den Sinn. —

I.

„Welchem Wild stellt Peter Trinkwind in der Weihnachtsnacht nach? „Er ist ohne Hund; hat bloß seine lange Flinte bei sich." „Er hat eine wollene Weste, eine Lederjacke und einen gefütterten Mantel angezogen. Sicher will er auf den Anstand."

„Frieren wird er nicht."

So reden die Bauern auf ihrem Wege zur Mitternachtsmesse. In ihren Händen tragen sie nichtangezündete Laternen, denn der Mond scheint. Der fehlt aber bei der Heimkehr. Sie hatten gesehen, wie Peter Trinkwind sein etwas abseits vom Dorfe liegendes Haus — übrigens das schönste von allen — verließ. Die Flinte hing ihm quer über der Brust. Daß er der wohlhabenste der Gemeinde war, sah man ihm an. Trug er nicht drei Kleidungsstücke übereinander: aus Wolle, Leder, gefüttertem Tuch? So schützte er sich gegen die strenge Kälte. Und seine Hände steckten in Fäustlingen!

Da ist die Kirche. Der Mond färbt sie ganz weiß. Durch die geöffnete Tür dringt der Lichtstrahl. Die Fenster sind helle Vierecke. Peter Trinkwind gerät in Vergessenheit. Hier singen alle aus voller Kehle:

„Auf weiten Fluren die Engel ....

Nichts erwärmt so wie Gesang. Ist man in der Kirche, dann wird man doch lieber die Türe schließen. Es ist eine Kälte, um die Steine bersten zu machen. Sollte man sich verspätet haben? Auf den Wegen geht niemand mehr. Doch dort tauchen die Großpeter auf! Die von Schönquell sind noch weit zurück! Sie kommen mit brennenden Laternen; wozu eine Kerze verschwenden, wenn der Mond umsonst scheint!

Die von Schönquell haben eine alte Frau getroffen, die nicht zur Messe geht.

„Wo will denn die alte Hexe hin?"

„Es ist die Mutter Blake, deren Enkelkind krank zu Bette liegt."

„Wo geht sie denn hin, anstatt bei ihm zu wachen?"

„Weiß man's, habt ihr den neidischen Blick auf unsere Kerzen gesehen?"

„Sie hat vielleicht keine."

Alles ist jetzt eine große Leere. Nur in der Kirche wird gesungen, gebetet. Aber das Land liegt im Mondschein tot da. Regungslos, frosterstarrt. Kein Wind weht, nichts bewegt sich. Die Sterne sind kaum zu erkennen und der Mond sieht aus, als hätten sie ihn droben festgenagelt.

Peter Trinkwind hat sich im Schnee hinter einem ihn kaum überragenden Baumstumpf niedergekauert. Er ist jung, sein Blut heiß, und er hat sich mit einem guten Trunk gestärkt. Unter seinen drei Kleidungsstücken fühlt er sich wohl und kann ruhig auf sein Wild warten. Auf was denn für eines?

Die Hasen haben sich in ihre Verstecke verborgen; nur ein ganz Gerissener könnte sie dort ohne Hund aufstöbern. Die Vögel halten ihre Flügel geschlossen. Auf welche Jagdbeute spannt Peter Trinkwind in dieser Weihnachtsnacht?

Kein Zweifel! Peter Trinkwind, der reiche Bauer, der sich mit Wolle, Leder und gefüttertem Tuch kleidet, lauert in der Nacht einem menschlichen Wild auf.

II.

„Mutter Blake, ich habe Sie erwischt!"

„Ach, mein Gott! Mein Gott!"

Eine Hand legt sich eisern auf ihren Arm. Sie ist vor dem großen, stattlichen Mann, der plötzlich hinter einem Baumstamm vorkommt, so erschrocken, daß sie ihren Rockzipfel losläßt und das Holz herunterfallt. Alles liegt im Schnee, und sie hatte schon genug beisammen, um ihren Herd für mehr als einen Tag zu hetzen.

„Sie stehlen mir mein ganzes Eichen- und Buchenholz, Mutter Blake."

„Ich habe nur dürres aufgelesen."

„Dürr oder nicht: mein Holz gehört mir."

„Es ist so kalt bei uns, Herr Trinkwind! Ich möchte so gern, daß meine kranke Enkelin es warm hat."

„Traurig, aber das Holz ist mein! Bedauerlich, aber Sie werden bestraft werden!"

„Sie hat keine Decke, keinen Mantel!"

„Sie bekommen Strafe!"

„Wir haben kein Holz zu Weihnachten!"

„Das Gericht wird Sie bestrafen, Mutter Blake!"

„Sie sind draußen vor der Kälte geschützt und haben mehr Holz als Sie brauchen."

„Die Richter werden Sie verurteilen; denn so wahr ein Gott lebt: Sie sind eine Diebin!"

„Sprechen Sie nicht von Gott! Dazu haben Sie kein Recht!"

„Ich habe alle Rechte, Mutter Blake! Alle, weil ich der Besitzer bin! Wenn es einen Gott gibt, dann sind Sie eine Diebin!"

Die Mutter Blake hat sich auf die Knie geworfen, in den Schnee, und ihre alten Knie haben dabei geknackt, weil sie sich nicht mehr leicht biegen. Und der Bauer glaubt, sie tut es, um seine Barmherzigkeit, sein Verzeihen zu erflehen.

„Schaff es, Gott", bittet die Mutter Blake, „daß dieser Mann die Kälte kennen lernt. Denn, gewiß, er kennt sie nicht!"

..... Peter Trinkwind, macht der Mond euer Gesicht so fahl? Weshalb bewegen sich eure Kinnladen so? Gut gespeist habt ihr doch, ehe ihr weggingt, und nach eurer Heimkehr schmaust ihr auch wieder gut! Es sind aber bloß eure Zähne, die aufeinanderschlagen. Und warum bewegen sich eure Hände? Und machen sinnlose Gesten? Wahrhaftig, sie zittern! Euer Körper hat reichlich guten Wein und ebenso Nahrung zu sich genommen. Das rötete Blut rinnt durch eure Adern, das Blut eines Dreißigjährigen. Außerdem tragt ihr drei Mäntel: aus Wolle, Leder, gefüttertem Tuch. Zu begreifen ist es nicht, aber man möchte sagen, Peter Trinkwind, ihr friert!

Peter Trinkwind steht ganz allein vor seiner Hecke. Mutter Blake hat er weinend fortgehen lassen. Sie vergoß nur eine oder zwei Tränen. Alle Frauen haben eine andere Art zu weinen wie junge. Und vollends diese Alte! Sie ist so vertrocknet wie das dürre Reisig, das sie sammelte.

Auf dem Schnee ist ihr Holz liegen geblieben, und ihr Enkelkind wird in dieser Weihnachtsnacht frieren.

Aber hoffentlich weniger als Peter Trinkwind, der vor seiner Hecke schlotternd steht, auf dem Fleck, wo die Mutter Blake niedergekniet war.

III.

„Wirt, Wirt!"

„Hier! Hier! Herr Trinkwind!"

„Nicht den Stärkeren! Nein, der Freude im Körper schafft!"

„Hier! Hier! Das ist der beste!"

„Pah! Fließt der wie Eis in den Magen. Wirt, Schnaps her! Der wie Feuer brennt!"

„Herb Hier! Der ist sechszigprozentig."

„Genügt nicht!"

Peter Trinkwind ist heimgekehrt und ruft seinen Knecht.

„Mach Feuer! Mehr! Immer mehr!"

„Der Herd ist voll!"

„Noch mehr! Ich fühle die Glut nicht!"

„Und doch schlägt die Flamme schon in die Stube!"

„Ich spüre sie nicht. Wirf Nebenholz, diese Scheite hinein ..."

„Es ist zum Ersticken heiß!"

„Ich merk' es nicht! Ich merk' es nicht!"

„Was haben Sie, Herr? Was fehlt Ihnen?"

„Es fehlt mir, daß das Holz nicht wärmt, Tropf!"

Peter Trinkwind ist zu Bett gegangen. Er liegt unter drei Decken. Er fordert noch eins, eine zweite.

„Bring' mir alle, die du findst!"

„Da sind fünf, sechs. Und noch ein Daunenkissen!"

„Ein Daunenkissen, sagst du?"

„Und noch dazu ein gut gestopftes."

„Ich spüre nichts von deinen Daunenkissen, nichts von deinen Decken."

Peter Trinkwind ist aufgestanden, zieht zwei Flanellhemden an, darüber ein Trikot, dann seine Jagdweste, die Lederjacke, den Bratenrock und zuletzt drei Mäntel. Er hatte sich so angeputzt, daß alle Leute über ihn lachten.

„Wie hast du dich herausstaffiert! Willst du mit deinem Gelde prahlen?"

Deine ganze Garderobe hat herhalten müssen!"

„Ich friere in ihr. Es friert mich darunter."

„Darin frierst du? Aber die Sonne scheint. Eine winterliche Sonne, die es immerhin gut meint. Wie kannst du unter diesen Kleidern noch frieren?"

Seine Hände zittern, die Zähne schlagen aufeinander. Peter Trinkwind weiß jetzt, was Kälte ist.

worden, so daß sie nun irre reden und mörderisch auf die spießbürgerlichen Mütter und die Welt der Köter schimpfen, denen der Same des Esels (offenbar der Hundename eines der Mannen der schwarzen Reichswehr) nicht heilig ist. Man müßte diese quakenden Frösche, ob sie nun Kaiser, Dinter oder Wulle heißen, samt und sonders in einer Irrenanstalt unterbringen und dadurch das „Pathos der Distanz" erzwingen, das bei einem Umgang mit solchen Menschen am Platz ist!

Der Kinderkreuzzug 1927

Zum Dortmunder Schulstreik

Im Bezirk Dortmund tobte seit einiger Zeit ein Schulstreik. Er war von den evangelischen Elternbunden Westfalens veranlaßt worden, weil der als Dissident bekannte Schulrat Richarde von Ostpreußen nach Dortmund versetzt wurde. Obwohl es in diesem Bezirk auch zahlreiche weltliche Schulen gibt, setzte die evangelische Geistlichkeit eine ungeheuerliche Hetzaktion gegen den dissidentischen Schulrat in Szene. Die Presse wurde mobilisiert und auch in Berlin fand die Hetze ihren Widerhall. Das Kultusministerium sollte die Versetzung rückgängig machen. Als das nicht geschah, wurde der Schulstreik proklamiert. Alle Versuche der preußischen Kultusverwaltung, den Streik beizulegen, und zu einer Verständigung mit der verhetzten Elternschaft zu gelangen, scheiterten an der

Hartnäckigkeit der politischen Drahtzieher, die diese Aktion aufgezogen hatten.

Jetzt wird bekannt, daß der Streik endlich beigelegt worden sei. Den evangelischen Eltern ist das Zugeständnis gemacht worden, daß das Reichsgericht eine Entscheidung darüber fällen soll, ob die Versetzung des Schulrats nach Dortmund mit dem preußischen Schulaufsichtsgesetz im Jahre 1872 in Einklang zu bringen sei. Die Streikmacher erklärten sich mit dieser Lösung einverstanden, sie schicken ihre Kinder nunmehr wieder in die Schule und können mit Recht behaupten, daß sie einen vollen Erfolg erzielt haben.

Verfassungsmäßig steht dem Reich nicht das Recht zu, in preußische Schulfragen einzugreifen. Zuständig ist hierfür ausschließlich das preußische Kultusministerium. Aber dieser Eingriff in eine streng preußische Angelegenheit und die Anrufung einer reichsgerichtlichen Entscheidung ist ausgerechnet auf Einwirkungen durch den Reichsinnenminister Külz erfolgt, und Preußen hat leider nachgegeben, ohne zu bedenken, zu welchen Konsequenzen ein solcher Schritt führen muß.

Der Dortmunder Streik bildet für das kommende Reichsschulgesetz jedenfalls einen sehr interessanten Auftakt. Die freiheitlich gesinnten Eltern können daraus lernen, wohin die Reise gehen soll. Kinder von Dissidenten müssen heute noch oft ein wahres Martyrium auf sich nehmen. Da tritt keine Aufsichtsinstanz in Funktion, wenn diesen Kindern, entgegen dem Willen ihrer Eltern, kirchlicher Kitsch statt wissenswerten Lesestoffs vorgesetzt wird.

Aufruf!

Die koloniale Frage ist nach dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten. Eine großangelegte Propaganda, für die Riesensummen aufgewendet werden, will durch Hunderte von Versammlungen, Kolonialtagen, Kolonialausstellungen, Agitationswochen und Mobilisierung des der Schwerindustrie hörigen Pressepparates den Eindruck erwecken, daß „Deutschland ohne Kolonien — ein Rumpf ohne Glieder" sei. Die Propaganda — obwohl als überparteilich ausgegeben — hat, wie verschiedene republikanische Blätter treffend feststellen, alle Merkmale der schwärzesten Reaktion. Militärische Aufzüge, Kleinkaliberschießen, die Anwesenheit von Mitgliedern des ehemaligen Herrscherhauses sind ein Beweis, daß die reaktionären Kreise die „Erweckung des kolonialen Gedankens" zu einer großzügigen Werbetätigkeit für ihre Parteien und zur Beeinflussung der werktätigen Bevölkerung ausnutzen.

Wie ist aber die Stellung der fortschrittlichen und Arbeiterorganisationen, der Parteien der deutschen Linken zu dieser Frage? — Im Lager der linken Parteien herrscht trotz des geschlossenen und zielbewußten Vorgehens der Reaktion eine Uneinigkeit in der Beurteilung des Kolonialproblems und seiner Propaganda.

Dieses Zögern, diese Unentschlossenheit muß aufhören!

Die Passivität muß einer klaren, einheitlichen Politik aller linksgerichteten Organisationen Platz machen.

Die geschichtliche Erfahrung, besonders des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts lehrt, daß die Kolonien immer zu Stützpunkten der sozialen Reaktion gegen die freiheitlichen Strömungen der Mutterländer ausgebaut wurden. Die finanzielle Uebermacht der aus der billigen Eingeborenenarbeit sich nährenden Kolonialkonzerne übte einen verhängnisvollen Einfluß auf die Gestaltung der inneren und auswärtigen Politik der kolonisierenden Länder aus. Die Kolonien wurden zur Quelle der militaristischen und reaktionären Einflüsse und somit zur ständigen Kriegsgefahr. Korruption und Greuel belasten alle Epochen der Geschichte der imperialistischen Kolonialpolitik.

Neben dieser grundsätzlichen Ueberlegung der historischen Rolle des Kolonialismus verdient das deutsche Kolonialproblem eine ganz besondere Beleuchtung.

Es wird behauptet, daß Deutschland Kolonien zur Sicherstellung seiner Rohstoffversorgung brauche. Demgegenüber muß darauf hingewiesen werden, daß in der Vorkriegszeit, in der Glanzepoche des deutschen Kolonialimperialismus, nur ein Bruchteil des Bedarfs an wichtigsten Rohstoffen aus den deutschen Kolonien gedeckt werden konnte. Die Gesamteinfuhr an Rohstoffen betrug im Jahre 1913 10 Milliarden 769 Millionen Mark. Davon wurden nach dreißigjähriger Kolonisation nur 43 Millionen aus Ostafrika, Kamerun und Togo bezogen.

Die Verbreitung der Kultur dürfte auf dem Wege des freien Austauschs materieller und geistiger Güter besser erzielt werden, als durch das System der Schutztruppen und einer reaktionären Kolonialbürokratie.

Das Besondere des deutschen Kolonialproblems liegt jedoch in der ausgesprochenen Unrentabilität aller in Betracht kommenden Lösungen. Die ehemaligen deutschen Kolonien haben häufig gute Geschäfte für gewisse Wirtschaftsgruppen aber unvergleichlich höhere Opfer für die deutschen Steuerzahler bedeutet. Infolge der weltpolitischen Lage würde jedoch eine Rückgabe selbst dieser früheren unrentablen deutschen Kolonien nicht in Betracht kommen, und die keine an Brocken des dem Großmächten entbehrlichen Koloniallandes, die als Ergebnis eines Völkerbundshandels in Aussicht gestellt sind, dürften dem deutschen Steuerzahler noch teuer zu stehen kommen.

Diesem zweifelhaften Gewinn stände aber der Verlust der aktiven Sympathie entgegen, die ein mit Kolonialpolitik nicht belastetes Deutschland schon heute bei den um ihre Freiheit ringenden Ostvölkern genießt.

Auf Grund dieser Erwägungen erklären sich die unterzeichneten Verbände gegen eine jede koloniale Betätigung. Sie verwahren sich gegen die offiziell einsetzende koloniale Propaganda. Sie fordern alle linksgerichteten und fortschrittlichen Organisationen Deutschlands mit allem Nachdruck auf, sich gegen die Politik des Kolonialimperialismus und für das Streben nach einer freien Völkergemeinschaft einzusetzen.

Liga gegen koloniale Unterdrückung.
Deutsches Sekretariat.

Schlechte Komödien im Breslauer Stadtparlament

Hat es überhaupt Zweck, auf die höchst anfechtbaren Zustände in unseren Stadtverordnetenversammlungen, und insbesondere der letzten, ausführlich einzugehen? Wenn man liest, wie die Tagespresse ihr Publikum in den Berichten hintergeht und in ihrem parteipolitischen Interesse beeinflußt, möchte man doch hoffen, dieses Publikum durch einen rein objektiven Bericht aufzuklären, ihm die Augen zu öffnen darüber, wie seine Vertreter im Stadtparlament arbeiten. Man könnte vielleicht einmal in Form von Bildern die Vorgänge einer solchen Versammlung betrachten. Dann würde man manchmal finden, daß eine Stadtverordnete tatsächlich noch eine richtige Auffassung von ihrer Pflicht haben, sie wollen gern zu reden und stimmen, wie sie es mit ihrem sozialen Gewissen vereinbaren können. Aber da erhebt sich irgendein Parteigenosse, irgendein Aeltester gibt einen nicht mißzuverstehenden Wink — und der eine Gerechte ist geistig niedergeknüppelt. Es ist heute so, daß die Demokraten fast stets mit dem Zentrum und den Rechtsparteien zusammengehen. Die Sozialdemokraten gefallen sich in der Rolle, das Zünglein an der Wage spielen zu können und machen oft mit den Demokraten usw. Ueber gemeinsame Sache als mit den Kommunisten. Die Kommunisten verderben sich nicht sollten ihren Erfolg dadurch, daß sie so weitgehende Anträge stellen, daß ein jeder sofort die Unmöglichkeit einer Annahme einsehen muß. Und die wenigen Völkischen unterstützen heute in den meisten Fällen die Anträge der sozialen Parteien, um sich für die nächsten Wahlen Stimmen zu schaffen. Unendlich langsam wickelt sich eine solche Versammlung ab; zur Begründung der wichtigsten Anträge wird stundenlang geredet, bis eine allgemeine Müdigkeit eintritt, in der manche wertvolle Debatte untergeht.

In der letzten Sitzung herrschte anfangs im Hinblick auf die harrenden Demonstranten eine gewisse verhaltene Spannung. Selbst unter dem Schutz von Gummiknüppeln verhandelt es sich schlecht. Stadtverordnetenvorsteher Dr. Friedrich beschäftigte sich daher zunächst mit recht unwesentlichen Anfragen. Die Versammlung bewilligte, ob es sich nun um eine Turmuhr an einer katholischen Kirche (die katholische Geistlichkeit ist ja, ach, so arm und mittellos!) oder um die Eröffnungskosten des Schloßmuseums handelte, das auch noch einen kleinen Zuschuß von 5000 Mark erhielt. Inzwischen hatte man sich allgemein beruhigt, das ängstliche Hin- und Herlaufen mancher Abgeordneten ließ nach und man sparte sich den nun aufkeimenden Mut gegen die Demonstranten für die Erwerbslosendebatte auf. Der deutschnationale Antrag, den städtischen Angestellten eine Weihnachtsbeihilfe zu gewähren, brachte eine Belebung. Oberbürgermeister Dr. Wagner war der erste, der energisch auch die städtischen Arbeiter in die Liste der Beihilfenempfänger eingereiht wissen wollte. Allerdings legte er in längeren Ausführungen dar, daß die Stadt diese Unsumme der verschiedenen Beihilfen schon nicht mehr ertragen könne und das Reich sich hier auf seine Pflichten gegenüber den Gemeinden besinnen sollte. Daß freilich der Ausgabenetat des Magistrats mit unendlich viel Unnützem belastet wird, vergaß Herr Dr. Wagner. Die Sozialdemokraten stimmten bei der Entscheidung für Annahme des Antrages, — wahrscheinlich hofften sie dadurch, dann bei der Erwerbslosendebatte wenigstens teilweise vom „Bürgerblock unterstützt zu werden. So ging der Antrag durch. Und nun folgte der Antrag der SPD., „den in der Stadtverordnetenversammlung vom 25. November d. Js. festgesetzten Betrag zur einmaligen Beihilfe für Erwerbslose um 500000 Mark zu erhöhen, und die Beihilfe auch den Unterstützungsempfängern des Wohlfahrtsamtes zu gewähren". Dadurch, daß die kommunistische Fraktion in ihem Ergänzungsantrag die Summe verdoppeln wollte, schadete sie der ganzen Sache kolossal. Freilich war für die bürgerlichen Parteien der Weg von vornherein vorgezeichnet. Augenscheinlich war sich nur der Oberbürgermeister der Folgen klar, die das Elend von 43 000 Erwerbslosen für unsere Stadt haben kann. Die Debatte zog sich endlos in die Länge, und die bürgerlichen Stadtverordneten leisteten sich manches lieblose und unverständige Wort. Wenn z. B. der Demokrat Huppelsberg davon sprach, daß in Breslau noch niemand zu verhungern brauche, wußte man, daß Herr Huppelsberg noch nie das Elend der Erwerbslosen studiert hat. Und so wird es bei den meisten sein, die im Stadtparlament gegen die Erhöhung der Weihnachtsbeihilfe gewettert haben. Bei der Abstimmung enthielt sich ein Teil der Demokraten, der gern für Annahme gestimmt hätte, der Stimme; der Antrag fiel durch und lediglich pro forma gab man einem Antrag des Zentrums statt, der den Magistrat ermächtigt, über die in der letzten Versammlung bewilligten 500 000 Mark hinauszugehen und dabei die Rentner zu berücksichtigen. Für die Erwerbslosen ist eben kein Geld vorhanden. Wir geben im folgenden eine Aufstellung der in der letzten Sitzung bewilligten Summen:

Ankauf des Grundstücks Wäldchen 19 b	6000 M.
Turmuhr an der St. Hedwigskirche	2500 M.
Zuschuß für das Schloßmuseum	5000 M.
Eröffnungskosten dieses Museums	2557 M.
Beseitigung des Schuttes im Rathaus	7000 M.
Schlesische Luftverkehrs-A.-G.	17 121 M.
Spiel, Sport und Körperschulung	9270 M.
Breslauer Volkshochschule	4785 M.
Kirchenbau in Lyzine	200 M.
Dt. Frauenbund für alkoholfreie Kultur	3500 M.
	57 933 M.

Rechnet man die Subventionen für die Theater hinzu, so erhält man eine Summe von zirka 200 000 Mark, und man muß sich fragen, ob nicht fast alle diese Ausgaben gegenüber der Not der Erwerbs- und Obdachlosen hätten zurücktreten müssen. Unter diesen Umständen war es ein seltener Anblick, als sich die Mehrheit der Versammelten, in der Annahme eines sozialdemokratischen Antrages einig war, der die Schaffung von größeren Notstandsarbeiten auch für Angestellte, forderte. Es ist ein Skandal, daß in Breslau nur 2,5 Prozent der Erwerbslosen die Möglichkeit haben, Notstandsarbeiten zu verrichten. Und dann ging man zur Theaterdebatte über, die der demokratische Stadtverordnete Carl Wilhelm Wolf mit einer ermüdenden Rede einleitete. Daß die Vereinigten Theater, die tatsächlich im bisherigen Verlauf der Spielzeit ein redliches Streben nach guter Kunst zeigen, bei ihren billigen Eintrittspreisen einen einmaligen Zuschuß von 20 000 Mark und eine monatliche Subvention von 5000 Mark für beide Theater nachsuchten und fanden, wird man durchaus verstehen können. Aber das Stadttheater! Seit Jahren werden Unsummen in diesen Betrieb hineingesteckt und wie ein unersättliches Ungeheuer verlangt der Verwaltungsrat immer neue Zuschüsse. Man hört immer nur von einer „verschlechterten Lage". In dem Bewußtsein, doch schließlich vom Magistrat gestützt zu werden, wirtschaften die maßgebenden Herrschaften einfach ins Blaue hinein. Seit 1924 besteht ein Fehlbetrag von 333776 Mark, in jedem Jahre kommen neue Fehlbeträge hinzu. Als das Stadttheater zu Beginn dieser Spielzeit von der Stadt 450 000 Mark und von der Provinz 250 000 Mark, also insgesamt 700000 — Mark erhielt, wurden davon zunächst die 333 776 Mark gedeckt. Und der Rest ist schon verschwunden! Es werden monatlich 140000 bis 150000 Mark ausgegeben. Woher diese Riesensummen kommen, scheint sich niemand zu überlegen. Die Intendanz spekuliert auf die Gutmütigkeit der Stadtverordneten und veranstaltet oft übermäßig teure Gastvorstellungen, gewährt sich selbst und den ersten Kräften die höchsten Gagen und läßt die Garderobenfrauen, Bühnenarbeiter, Logenschließer usw. zu Hungerlöhnen arbeiten. Was half der Protest der Kommunisten, die einen neuen Verwaltungsrat forderten, was nützte der Einspruch Siebraners (G.d.A.), — die Mehrheit bewilligte und das Stadttheater wird in kurzer Zeit von neuem um Zuschuß bitten.

In der Behandlung der Frage, ob in Beuthen ein Oberlandesgericht eingerichtet werden soll, erlaubte sich das Zentrum, dessen Splitterpolitik allein das geteilte Schlesien zu verdanken ist, den Spaß, gegen die Errichtung zu plädieren, mußte allerdings von den Völkischen eine recht scharfe Bemerkung über seine Schaukelpolitik einstecken. Und zum Schluß lief noch folgender Dringlichkeitsantrag der Kommunisten ein: „In letzter Zeit werden von den Obdachlosen Breslaus lebhafte Beschwerden wegen ungenügender Unterbringung gegen den Magistrat erhoben. In Anbetracht der besonderen Notlage dieser bedauernswerten Opfer der heutigen Gesellschaftsordnung fragen die Unterzeichneten an: Was gedenkt der Magistrat zu tun, um die bestehenden Mißstände in der Unterbringung der Obdachlosen schnellstens zu beseitigen?" — Wer unseren Artikel in der letzten Nummer gelesen hat, weiß, wie begründet leider diese Anfrage ist. Aber die Stadtverordneten waren bereits zu müde, gegen die Stimmen der Antragsteller und Sozialdemokraten wurde die Frage der Dringlichkeit abgelehnt. Die Obdachlosen können bis zum neuen Jahre verkommen.

So sehen Breslaus Stadtverordnetenversammlungen aus!

Spectator.

IV.

„Kommt man hier zur Mutter Blake?"

„Nein, am Ende des Pfades wohnt sie."

„In dieser verfallenen Hütte?"

Die Frau, welche Peter Trinkwind führt, denkt im stillen: „Er kennt nicht die Wohnungen der Armen." Aber laut sagt sie: „Was ist mit Ihnen, Herr Trinkwind?"

„Nichts. Was soll mit mir sein?"

„Sie haben soviel Röcke an und frieren darunter."

„Ich friere immer darunter. Ich friere immer."

Zweimal klopft er an die Türe; aber er hat dreimal geklopft. Das dritte Mal veranlaßte das Zittern seiner Finger.

„Oeffnet mir, Mutter Blake, ich bitte euch."

Sie hat die Türe aufgemacht und Peter Trinkwind ist eingetreten. Sie zittern alle beide: er vor Kälte, sie vor Furcht. Das kleine Mädchen zittert im Bett vor Furcht und Kälte.

„Was wollt ihr von mir? Ich habe euer Holz nicht mitgenommen. Hier ist kein Feuer, wie ihr seht. Nur eine arme alte Frau und ihre kranke Enkelin sind hier."

„Habt keine Furcht, Mutter Blake, ich komme hierher, um euch um Verzeihung zu bitten."

„Um Verzeihung? Die Reichen bitten die Armen niemals um Verzeihung."

„Ihr seid eine gute Frau, Mutter Blake. Und Ihr habt Kenntnis von schrecklichen Geheimnissen. Ich flehe euch an: Vergebt mir! Sehet: meine Zähne klappern. Meine Hände zittern. Ich leide unter der Kälte, und das ist hart. Ich bin nicht so daran gewöhnt wie Ihr."

„Man gewöhnt sich nicht an das Leiden."

„Man gewöhnt sich an alles; aber ich habe keine Uebung darin."

„Ihr werdet euch schon noch üben."

„Sagt das nicht, Mutter Blake! Ich finde nicht die rechten Worte, um mit euch zu reden. Die Reichen haben Worte, die nicht die Worte der Armen sind. Habt Mitleid mit mir!"

„Saget Ihr welches mit meinem Kinde?"

„Ich denke nicht an euer Kind. Ich denke an mich, an die Kälte, die mich schlottern macht."

„Ihr habt ja Holz, Herr Trinkwind, gutes Eichen- und Buchenholz, um euch zu wärmen."

„All mein Holz erwärmt mich nicht."

„Ihr habt Mäntel aus Wolle, Leder, gefüttertem Tuch."

„Alle meine Röcke erwärmen mich nicht."

„Ihr habt Wein in eurem Keller und Schnaps in eurem Büfett."

„Mein Wein und mein Schnaps erwärmen mich nicht."

„Ja, wie wollt Ihr denn von mir erwärmt werden?"

„Ihr habt mich behext, Mutter Blake, mich behext, als ihr im Schnee vor mir niederkniet. Nehmt den Zauber von mir, und ich werde euch eine Silbermünze geben."

„Ich habe euch nicht behext."

„Ich gebe euch ein Goldstück, sogar zwei."

„Es gibt einen Gott, und ich bin keine Diebin."

„Nehmt den Zauber von mir, und ich gebe euch drei Goldstücke und eine Silbermünze für euer Enkelkind."

„Bittet Gott, Herr Trinkwind! Ich bin nur ein armes Weib."

„Wo werde ich ihn finden, Mutter Blake? Sagt mir, wo ich ihm begegnen kann."

„Geht zu der Hecke, wo Ihr mich vergangene Nacht, in der Weihnachtsnacht, getroffen habt. Vielleicht ist Gott noch dort, weil er überall ist."

„Ich gehe hin, Mutter Blake, ich gehe auf der Stelle."

V.

Er ging zur Hecke, wo das dürre Holz, das die Mutter Blake zusammengelesen hatte, ringsum, über den Schnee verstreut, dalag.

„Gott ist nicht hier. Hier ist kein Gott."

Aber er ist niedergekniet, um das Holz zu einem Bündel zu sammeln, sein Holz.

„Ich werde wenigstens das Holz mitnehmen, das mir gehört."

Er trägt es nach Hause und wirft es ins Feuer. Das Holz stöhnt, krümmt sich und wird schwarz; aber es will nicht brennen.

„Das ist schlechtes Holz. Ich werde es der Mutter Blake schenken. Als Gegenleistung für die Behexung."

Er trägt sein Holz zu ihr. Wie ein Knecht auf seinem Rücken.

„Hier ist euer Holz. Ich schenke es euch, wenn ihr mich entzaubert."

„Will man etwas geben, dann darf man keine Gegenleistung fordern."

„Ich schenke es euch, Mutter Blake. Es brennt nicht."

„Wenn man schenken will, wählt man das Beste, was man hat." Aus dem dürren Holz lodert die Flamme klar und hell auf. „Bei euch brennt es, und bei mir nicht. Ich verstehe das nicht, ich weiß nicht warum."

Das Kind im Bett blickt lächelnd in die leuchtenden Flammen. Und die Greisin ebenso.

„Was habt ihr, Mutter Blake? Was hast du, Kleine? Mein Gott, ihr lacht ja alle beide."

„Die Wärme des Feuers tut uns so gut."

„Was tut euch gut? Ach, Mutter Blake, schaut mich an. Mit euren beiden Augen."

„Weshalb soll ich euch anschauen?"

„Meine Hände zittern nicht mehr. Meine Zähne schlagen nicht mehr aufeinander. Mir ist warm, — warm. Ach, wie tut die Wärme wohl! Das ist ein Licht in den Armen, in den Beinen, im ganzen Körper, in den Augen und im Herzen. Mutter Blake, das verdanke ich euch. Weshalb heizt euer Holz so gut?"

„Das ist nicht meines."

„Ich hab' es euch gegeben."

„Dann kommt die Wärme daher, weil Ihr es mir schenktet."

„Ach, Mutter Blake, diesmal habe ich es verstanden. Ich habe die Kälte begriffen und die Wärme, und daß die kein eifersüchtiges Dasein leben, die von ihrem Besitz geben, um Glück zu stiften."

„Von seinem Besitz geben, genügt nicht."

„Wie das genügt nicht? Ich verstehe, Mutter Blake, Was man geben muß, ist das Herz. Wenn man das verschenkt, hat man alles."

Und Herr Trinkwind zieht seine drei Mäntel aus, einen nach dem andern, legt sie auf das Bett der Kranken als Decken und fröhlich geht er fort.

Die Liebe hat ihn erwärmt...

CIRCUS BUSCH
eröffnet
Weihnachten
sein eigenes Breslauer
Wintergastspiel
in seinem Cirkus Busch-Haus
Breslau, Lessingplatz

Victoria-Theater Tel. R. 2297

Täglich 8¼ Uhr
Der Internationale
Wettstreit
um das
Carl Abs Memorial.

Kammer-Lichtspiele

Es blasen die Trompeten
Ein Neue Film nach dem Roman von Paul Oskar Höcker
Regie: Carl Boese
Hauptdarsteller:
Bruno Ostner
Erika Koch-Lieg
Ruth Wenker
Hans Albers
Hugo Fischer-Köppe
Sylvia Bauer
Anita Dorris
Fritz Spauke.

Schauspielhaus
Operettenbühne
Neue Telephon-Nr. Stephan 36300

Täglich 8 Uhr
Der große Operettenerfolg
„Die Zirkusprinzessin"

—

Spielplan der Weihnachtsfeiertage:
Nachmittags:
Sonnabend, den 25. Dezember, nachm. 3½ Uhr
„Die Försterchristel"
Sonntag, den 26. Dezember, nachm. 3½ Uhr
„Lady Hamilton"
Montag, den 27. Dezember, nachm. 3½ Uhr
„Das Dreimäderlhaus"
Abends:
Sonnabend, Sonntag, Montag 8 Uhr
Der große Operettenerfolg
„Die Zirkusprinzessin"

Lobe-Theater

Freitag geschlossen
Von Sonnabd., d. 25. 12. bis Sonntag, den 11. 1. 27 tägl. abends 8 Uhr
Lysistrata
Sonnabend, den 25. 12.
Sonntag, den 26. 12.
Montag, den 27. 12.
Mittwoch, den 29. 12.
Freitag, den 31. 12.
nachm. 3½ Uhr zu kl. Preisen
„Zwerg Nase"

Thalia-Theater

Donnerst., 23. Uraufführ.
„Dover-Calais"
Freitag, den 24. geschlossen
Von Sonnabd., 25. 12. bis Sonntag, den 1. 1. 27 täglich abends 8 Uhr
„Dover-Calais"
Sonnabend, den 25. 12.
Sonntag, den 26. 12.
Montag, den 27. 12.
Mittwoch, den 29. 12.
Freitag, den 31. 12.
nachm. 3½ Uhr zu kl. Preisen
„Der Froschkönig."

Ufa Theater
Tauentzienpl. 11

Vom 25. bis 30. Dezember:
Uraufführung für den Osten Deutschlands

Ein lustiger Film nach der gleichnamigen Operette von Jean Gilbert
In den Hauptrollen:
Lilian Harvey, Willy Fritsch, Ruth Weyher
Im Beiprogramm
Die Ufa-Wochenschau

Beginn: Feiertags 3, ¾5, ½7, ¼9 Uhr
Wochentags ½5, ½7, ¼9 Uhr
Kasseneröffnung: ½ Stunde vor Beginn
Kapellmeister R. Knauth dirigiert
Ehren- u. Vorzugskarten haben Feiertags keine Gültigkeit

Schallplatten BERGMANN
Breslau I, Karlsplatz 1, II.
Spezial-Geschäft, Tausch-Zentrale
Einziges Geschäft am Platze.
In neuen Platten! Neuesten Schlagern!
Billigste Bezugsquelle
Verleihhaus v. Schallplatten zu Festtichketten
Tausche jede spielbare Platte in eine andere bei Zuzahlung von 25 Pfg. an.

Nur Republikaner brauchen beim Einkauf unsere Inserenten

Ab 1. Weihnachtsfeiertag **nur im**
Tauentzien-Theater
IM VERLEIH DER PARUFAMET
Uraufführung für den Osten Deutschlands!
Beginn: Feiertags 3, ¾5, ½7, ¼9 Uhr. Wochentags: ½5, ½7, ¼9 Uhr
Kasseneröffnung 1 Stunde vor Beginn
Geschlossene Vorstellungen
Ehren- und Vorzugskarten haben keine Gültigkeit!
Vorverkauf: Ab 25. Dez. täglich von 11–1 Uhr nur im T. T. Jugendliche haben Zutritt
Kapellmeister R. Collin dirigiert

PALAST Theater
Neue Schweidnitzer Straße 16
Beginn: Wochentags ½5, ½7, ¼9 Uhr
Sonn- u. Feiertags ¾5, ¾7, ¾9 Uhr
Der neueste Großfilm m. Harry Piel
„Achtung Harry Augen auf"
Dazu ein Beiprogramm
Orchesterleitung Kapellm. P. Krog

Breslauer Welt-Bühne
Friedr.-Wilhelmstr. 55 (vorm. Wintergarten)
Beginn 6 u. ½9 Uhr
Sonn- u. Feiertags 4 u. ½9 Uhr
Der neueste Großfilm m. Harry Piel
„Achtung Harry Augen auf"
Außer ein „Tip als Golfspieler"
Orchesterleitung Kapellm. Fr. Kerpner

BILLIGE WEIHNACHTS-ANGEBOTE!
Seidenhüte
Letzte Neuheiten — Größte Auswahl

Tausch-Verkauf
von
Filz- und Samt-Hüten

Serie I	II	III	IV	V	VI
1.75	2.75	4.50	5.75	6.75	8.50

Beachten Sie bitte meine große Ausstellungshalle schräg über sowie meine 4 großen Schaufenster
M. TICHAUER Reuschestraße 47
Größtes Haus für Damenhüte

Liebich-Theater
Tel. Stephan 35635

Täglich 8 Uhr
Zauberschau
Kassner
und das große
Varieté-Programm
Billigen Eintritt von **50** Pfg. an
Jeden Sonn- und Feiertag nachm. 3½ Uhr
Familien- und Kinder-Vorstellg.
Das volle Programm zu ermäß. Preisen. An den Weihnachtsfeiertag, Sonnabd., 25. 12. Sonntag, 26. 12. u. Montag, 27. 12. je 2 Festvorstllg. Nachm. 3½ Uhr u. abends 8 Uhr
Der Vorverk. f. die Feiertage hat begonnen. Sichern Sie sich rechtzeitig Billetts, die zu den bek. billigen Pr. v. 50 Pf. an z. hab. sind

Konzerthaus Wappenhof
Morgenau
Inhaber Walter Gagasser
Jeden Dienstag und Donnerstag
Großer Heiterer Nachmittag
mit ständig wechselndem Programm
Eintritt 15 Pfg.
anschließend **Wappenholball**
Jeden Sonntag 4 Uhr **Freikonzert**
Ab 6 Uhr:
Der große Wappenholball

Gelegenheitsdichtungen jeder Art!
(Festlieder, Festzeitungen, Prologe, Zwiegespräche)
Auf jedem Gebiet das Beste durch bekannten Schriftsteller
Literarisches Büro „LIBU"
Breslau, Viktoriastraße 86, II

Kabarett Kaiserkrone
Familie Riedner
La Bella
3 Werner's
Fritz Holdinghaus
Irene Perelly
Georg Rokemann
Hugo Römer

Sportpelz
eleg. Stück, nur
125.—
Richter & Co.
Ohlauer Str. 18/19

Breslauer Konzerthaus
Gartenstraße 39/41 Springerstraße 2/3
Silvesterfeier
Ball in sämtlichen Räumen
Musik: Schlesisches Landesorchester
Beginn 8 Uhr:
Kostümier. höll. verbeten. Dunkl. Anzug erwünscht.
Karten-Vorverkauf an der Kasse des Konzerthauses, Portal 2, am 29., 30. und 31. 12. von 11–2 und 4–7 Uhr
Eintrittspreise:
Vorverk. Damen u. Herren 3.— Mk. einschl. Steuer
Abendkasse „ „ 4.— Mk. „ „
Tischbestellungen baldmöglichst
Telefon Sr. 35557/5

Soll Fleisch und Wurst stets prima sein, kauf beides nur bei Hauschild ein.
Wurst-, Fleischwaren- und Konserven-Fabrik
Adolf Hauschild
Breslau 9, Göppertstraße Nr. 11
Hauptgeschäft: **Kantstraße 16**
Zweiggeschäfte: **Königstr. 1, Bohrauer Str. 24, Schweidnitzer Str. 27** (Rubalit-Frühstückstube) und **Weidenstr. 25**
empfiehlt für das Weihnachtsfest ihre rühmlichst bekannten Erzeugnisse zu billigsten Preisen.
Bitte nicht zu verwechseln mit ähnlich lautender Firma.

Schütze Deine Familie durch eine
Bestattungs-Versicherung
C. Heymann
Beerdigungs-Anstalt
Breslau 8, Klosterstraße 97 Tel. Ring 170
Zweiggesch. Grabschenerstr. 67 u. Ohle 3415
— Ueberführung: -Auto —
Fordern Sie unsere Prospekte und unverbindlichen Vertreterbesuch
Beste Empfehlungen

Bade dich gesund im Brauseler Hallenschwimmbad

Verlag: M. Fleischmann. — Verantwortlich: Siegfried Richter (Breslau). — Tel. Stephan 37897. — Druck: „Peuvag", Breslau.

Sechsfache Ladenmiete in Breslau

Unerhörte Mietpreissteigerungen für gewerbliche Räume

Statt 2500 — 15000 Mark!

Herr Hirtsiefer, des preußischen Staates Wohlfahrtsminister, macht seinem Titel wenig Ehre: Die von ihm angeordnete Aufhebung der Zwangswirtschaft für gewerbliche Räume hat der schlimmsten Willkür der Hausbesitzer Tür und Tor geöffnet. Die Hausbesitzer gehen, wie wir bereits mitteilten, mit rigoroser Härte vor gegen solche Mieter, die schon seit Jahrzehnten ihren Laden gemietet haben; wo keine Kündigungen ausgesprochen wurden, sind zum Teil solche Erhöhungen vorgenommen worden, daß das Wort „Wucher“ dafür geradezu noch eine milde Bezeichnung ist. So wird uns u. a. von einem Fall berichtet, in dem eine Miete, die bisher 2500 Mark gekostet hatte, auf — 15 000 (fünfzehntausend!) Mark erhöht wurde, jetzt also das Sechsfache beträgt! Wir werden demnächst noch auf diesen Fall zurückkommen, machen aber schon jetzt darauf aufmerksam, daß es ein Wuchergesetz gibt, das solche immense Preissteigerungen untersagt und unter Umständen schwer bestraft. Freilich weiß man nicht, welche Aussichten ein Wucherverfahren bei den Gerichten hat. Nicht selten wird es sich auch danach richten, ob Staatsanwalt und Gerichtsvorsitzender Hausbesitzer oder Mieter sind, wie die Erfahrung lehrt. Trotzdem wäre es auf jeden Fall dringend nötig, daß die Staatsanwaltschaft hier durchgreift, zumal da das Elend täglich wächst und zu den Mieterorganisationen täglich neue furchtbare Klagen kommen. Nun wird zwar von Hausbesitzerseite verbreitet, daß bisher erst 43 Kündigungen ausgesprochen worden wären; aber uns ist authentisch bekannt geworden, daß die Zahl der Kündigungen nahe an tausend heranreicht.

Wann wird Herr Hirtsiefer sich auf seinen Titel besinnen und diesen unerhörten Zuständen ein Ende bereiten?! Merkwürdig ist übrigens, daß das Gerücht verbreitet ist, Hirtsiefer habe die Verordnung zurückgezogen; das Gegenteil ist der Fall. Amtlich wurde bekanntgemacht, daß eine Aenderung des Gesetzes nicht erfolgt sei. Demzufolge befinden sich unzählige Breslauer Geschäftsinhaber in schweren Weihnachtssorgen. Trotz der Mahnung des Vorstandes der Haus- und Grundbesitzervereine, nicht ohne Not Kündigungen auszusprechen, ist die Gewinnsucht der meisten Hausbesitzer doch ausschlaggebend, und es wird befürchtet, daß zum 1. Januar sich die Zahl der bisherigen Kündigungen vervielfachen wird.

Wir empfehlen dem Breslauer Mieterschutzverein, rücksichtslos in angebrachten Fällen wegen Wuchers bei den Gerichten vorzugehen.

Der Amtsvorsteher von Bischofswalde suspendiert

Der Amtsvorsteher von Bischofswalde, Langer, der durch seinen Feldzug gegen den Gutsvorsteher Huth in letzter Zeit von sich reden machte, ist von dem Landrat des Kreises Breslau von seinem Amt suspendiert worden. Es sollen gewisse Unregelmäßigkeiten in der Amtsführung vorgekommen sein, deren Nachprüfung noch nicht abgeschlossen ist.

25 Stunden in der Sportarena

Das Sechstagerennen wirft seine Schatten voraus — aber es sind helle Schatten. Werner Krüger, der sportliche Gentleman, der — ohne es nötig zu haben — Junge, Krollmann und Stupinski für das Berliner Sechstagerennen freigibt, hat ein Programm für die Weihnachtsfeiertage gemanagert, das höchstes Lob verdient und vielfältige Spannungen verheißt. Ein 25-Stunden-Rennen in der Sportarena, ohne Neutralisation: das ist ein sportliches Weihnachten, wie man es sich nicht besser wünschen kann. Zumal da man nicht nur rennsportlich, sondern auch gesellschaftlich auf seine Kosten kommen wird; denn Erwin Häusler jun., Breslaus bester Tanzmusiker, tritt Punkt 9.12 Uhr mit seiner Kapelle an und wuchtet in die hinreißenden Rhythmen des Sports die aufreizenden Rhythmen des Tanzes. Das 25-Stunden-Rennen — das am ersten Weihnachtsfeiertag um 9 Uhr abends startet — verspricht ein großstädtisches Ereignis allerersten Ranges zu werden, besonders wenn man die Mannschaften betrachtet, die das Rennen mitmachen:

Georges Faudet—Lucien Choury (Frankreich)
Alois Degraene—Emil Thollembeek (Belgien)
Alessandro Tonani—Adriano Zanaga (Italien)
Brask Andersen—Hans Jensen (Dänemark)
Victor Rikens (Belgien)—Erich Junge (Breslau)
Marcel Buysse (Belgien)—Ernst Fesja (Breslau)
Fritz Kneppe—Willi Röger (Breslau)
Gottfried Hürtgen—Victor Rausch (Köln)
Rudolf Krollmann—Max Stupinski (Breslau)
Max Hahn—Oskar Tietz (Berlin)
Fritz Bauer—Paul Koch (Berlin)
Paul Thomas (Breslau)—Willi Gottfried (Hannover)
Fritz Häusler—Werner Miete (Berlin).

Hier auf einen Sieger zu tippen, ist bei der Gleichwertigkeit fast aller Paare äußerst schwer, und es wird bestimmt jede der fünfundzwanzig Stunden zwischen den einzelnen Paaren einen erbitterten Kampf geben. Die Ausländer sind durchweg Klasse, ebenso sind die Berufsfahrer auf der Höhe ihres Könnens, Hürtgen—Rausch und Hahn—Tietz werden auch etwas zu sagen haben: wer also wird wirklich gewinnen? Darauf kann man mit Recht gespannt sein!

Sehen Sie, das ist ein Geschäft... Am vorletzten Mittwoch betritt ein Herr mit seiner Frau das Geschäft von Kippit & Hinke (Inh. Hugo Frey) auf der Taschenstraße, um drei kleine Porzellantassen, die noch bis vor kurzem im Schaufenster für eine Mark ausgestellt waren, zu kaufen. Die betreffende Verkäuferin in der Porzellan-Abteilung erklärt, daß die Tassen zwar noch vorhanden wären, aber nun pro Stück 55 bis 65 Pf. kosten, also beinahe das Doppelte. Als sich der Kauflustige nun an den Inhaber wendet und ihn nach dem Grunde dieses eigenartigen Geschäftsgebahrens fragt, meint Hugo Frey kaltlächelnd, das diene eben nur der Anlockung von Käufern, und jetzt kosten die Tassen nun einmal mehr. Der Herr gibt sich naturgemäß mit einer derart sinnlosen Antwort nicht zufrieden und muß sich dafür von Frey anschreien lassen: „Auf solche Kundschaft, wie Sie sind, verzichte ich.“ Schließlich begann Frey noch rumzuzetern, faßte den Kunden am Aermel und warf ihn hinaus, nachdem er noch unverständlicherweise mit der Polizei gedroht hatte.

Das Debetkonto des Breslauer Senders

Die Tatsache, daß die Zahl der Rundfunkhörer an unserem schlesischen Sender seit einiger Zeit ständig zurückgeht, ist allgemein bekannt. Wenn man keinen anderen Beweis hätte, so gewiß doch den einen, daß sich seit etwa drei Monaten die hiesigen Tageszeitungen über die Hörerzahl total ausschweigen, während sie früher allwöchentlich eine genaue Statistik über die Zunahme des Publikums veröffentlichten. Schon anläßlich des Funkfestes, das ja die leeren Kassen füllen sollte, wiesen wir darauf hin, und begründeten das Nachlassen des Interesses damit, daß sich die Darbietungen unserer Funkstunde offenbar sehr verschlechtert hatten. Und es spricht, abgesehen von allen anderen Informationen, nicht für eine Besserung im Sendebetrieb, wenn wir erfahren, daß im Februar nächsten Jahres die Finanzen des Senders durch ein neues Funkfest saniert werden sollen. Die Darbietungen haben bisher nicht das künstlerische Niveau des Vorjahres erreicht. Man hat uns beim Funkfest so viel in Aussicht gestellt, so große Hoffnungen gemacht. Immer wieder wurde von den Ueberraschungen des Winterprogramms gesprochen, — und heute sind wir überrascht davon, noch nicht überrascht worden zu sein. Vielleicht wollen die Herren künstlerischen Leiter erst dann mit dem Winterprogramm einsetzen, wenn wir eine Temperatur unter 0 Grad haben. Jedenfalls existieren weder Thomas Mann noch Werner Krauß oder Agnes Straub am Mikrophon erschienen, wie uns doch die Leitung so schön angekündigt hatte. Dafür hört man um so mehr Unangenehmes über die inneren Verhältnisse des Breslauer Senders, sogar das (von unserem Stadttheater her berühmte) Wort „Gunitinstitut“ soll hier und da aufgetaucht sein. Und da wir keine Schwarzhörer sind und das Gleiche von den Wenigen annehmen, die der schlesischen Welle treu blieben, glauben wir berechtigt zu sein, einmal ein wenig die Breslauer Funkstunde unter Scheinwerferlicht nehmen zu können, zumal da dieser Betrieb doch öffentlich ist und somit die Oeffentlichkeit an seinem Wohl und Wehe wärmsten Anteil nimmt.

Herr Direktor Odendahl schwingt erst seit geraumer Zeit draußen in Krietern sein Zepter. Er hat eine besondere Vorliebe für Tanzmusik, weshalb er oft und noch öfter — auf Kosten des Spesenkontos — nach Berlin fährt, um sich die dortigen Tanzkapellen zum Vorbild zu nehmen. Leider ist die sogenannte Hausmusik unserer Tanzkapelle noch nicht ein Haar besser geworden, trotz aller Reisen des Herrn Direktor bleibt sie auch weiterhin eine Katastrophe. Es wäre interessant zu erfahren, welches Gehalt die Prominenten unseres Senders beziehen, — man munkelt von einem Direktorengehalt von monatlich über 2000 Mark. Das Spesenkonto wird aufs tollste belastet, erst jetzt schaffen sich die Herrschaften ein neues Luxusauto an. Dagegen wäre an sich nichts einzuwenden, wenn nicht die Direktion gleichzeitig fünf Angestellte entließe, mit der bekannten und allbeliebten Begründung, daß man den Betrieb einschränken müsse. Der eingeschränkte Betrieb mit dem neuen Auto — fein, nicht wahr? Besonderes Erstaunen erweckte die Mitteilung, daß Professor Hosemann, der Cellist der Funkkapelle, jetzt kurzum nicht mehr im Sender mitwirkt. Warum, weshalb, wieso? Weil dort draußen eine so unkünstlerische Atmosphäre herrscht, daß es einem Musiker von Ruf unmöglich ist, auf die Dauer mitzumachen. Und wenn man hört, daß Professor Hosemann ein Monatsgehalt von nur 400 Mark erhalten haben soll, wird man vielleicht ungläubig den Kopf schütteln. Ja, die Funkkapelle! Die dreißehn Mann müßten eigentlich Universalkünstler sein; denn sie sollen die Kammermusik und Orchestermusik ebenso beherrschen, wie Soli und Tanz. Etwas viel bei solch fabelhaften Gehältern. Nun sind leider die Mitglieder dieser Kapelle durchaus nicht alles Künstler. Es genügt für ihr Engagement, wenn sie mit Herrn Dr. Nick irgendwie bekannt sind. Wie kam es sonst, daß ausgerechnet aus Reichenberg in Böhmen ein unbekannter zweiter Geiger geholt wurde, der auch 400 Mark bekommt, genau wie der als Künstler bekannte Cellist? Sicherlich gibt es in Schlesien und im übrigen Deutschland keine tüchtigen Violinisten mehr! Aber nein, der Herr ist ein Spezi vom Herrn Dr. Nick! Und wenn heute ein Künstler im Rundfunk auftreten will, braucht er bloß zu seinem öffentlichen Abend Dr. Nick als Begleiter am Flügel zu engagieren, Herr Doktor weiß sich zu revanchieren. Und seine Frau Gemahlin desgleichen. Wer bei ihr seine Stimme bilden läßt, wird oft am Mikrophon auf die armen Hörer losgelassen. Wer nur einigermaßen die Programme des Senders verfolgt, wird orientiert sein, auch ohne daß wir Namen nennen. Augenblicklich hat Dr. Nick für seine Sendertätigkeit nicht viel Zeit, er muß das Schlesische Landesorchester in der „Lysistrata“ dirigieren, eine Beschäftigung, die er sehr gern ausübt, obwohl er noch nie eine nennenswerte Qualifikation als Dirigent nachgewiesen hat. Auch bei seinem Funkkapellmeister Dr. Laserstein ist es mit dem Dirigieren eine windige Sache. Dr. Laserstein Eignung zum Violinkünstler wird niemand bezweifeln; wenn er sich aber jüngst bei einem Nachmittagskonzert den eigenartigen Schrez erlaubte, sämtliche Märsche am Schluß in ihrem Tempo zu retardieren, so grenzt das bereits an Unfähigkeit. Und gar seine Tanzmusik! Wir wollen lieber schweigen! Betrachtet man sich die hiesigen Programme, so muß man sich wundern, daß immer wieder Leute, die hier und an anderen Orten schon längst künstlerisch abgewirtschaftet haben, im Breslauer Sender auftreten und dafür, wie wir hören, immens hohe Gagen bekommen, die zu ihrer Leistung in einem geradezu schreienden Mißverhältnis stehen. Und hiesige Künstler werden für Standalagen bei vieltündiger Arbeitszeit beschäftigt oder müssen gar kurz vor Beginn ihres Debuts eine Aenderung ihres Kontraktes unterzeichnen, der eine bedeutende Herabsetzung des anfangs vereinbarten Honorars enthält. Seitdem die künstlerische Leitung dieses saubere Geschäftsmanöver auch bei einem prominenten Künstler aus Berlin angewendet hat, meiden die meisten Berliner unseren Sender. Gute Kräfte werden also entfremdet, dafür werden zweifelhafte Anfänger gestützt und gehalten. Denn siehe da, Herr Boehmer waltet noch immer seines Amtes, obgleich er in seiner Farbenblindheit von „schwarz-rot-gelb“ sprach, obwohl er auch heute noch „Königliche Kammersänger“ vorstellt und unsere Stadt noch immer für eine Haupt- und Residenzstadt hält. Er ist eben einer vom alten Regime, wie überhaupt in dem Gebäude in Krietern der berühmte preußische Kommißbrot- und Kasernenhofton beliebt ist, wozu auch gehört, daß Besucher erst durch stundenlanges Warten in den Vorzimmern die Berechtigung erstiften müssen, vor einem der hohen Herren erscheinen zu dürfen. Wir wollen es uns und den Herrschaften in Krietern ersparen, noch weitere Intimitäten aus ihren heiligen Hallen auszuplaudern. Sie werden sicher nicht allzu verwundert über diese Zeilen sein, da sie schon seit langem eine derartige Veröffentlichung bei uns erwarteten. Weshalb kaufen sich sonst die Gebieter unseres Senders die „Freie Meinung“ sofort nach Erscheinen und verschwinden mit der Zeitung unterm Arm in ihren Büros? Sie haben nicht vergeblich gewartet. Wir haben ihnen heute eine kleine Auslese beschert, aus der das Publikum ersehen kann, daß nicht nur die Leistungen des schlesischen Senders sich verschlechtert haben, sondern auch in der Leitung und dem Angestelltenkomplex Zustände herrschen, die unhaltbar sind und sich allmählich katastrophal auswirken müssen. Es gibt aber noch mehr als genug Material, um das Bild unseres Senders zu vervollständigen. Doch das hat ja noch etwas Zeit, jetzt hat erst einmal Seine Eminenz in Krietern das Wort, wir lauschen — —.

Der Faust-Film

Der Film „Faust“ verwebt Dichtung und Sage zu einem großartigen Ganzen. Der Verfasser des Manuskripts, Hans Kyser, hat aus der mittelalterlichen Sage und aus der Goetheschen Dichtung die wirksamsten Teile herausgenommen und eine einheitliche, in sich geschlossene Handlung geschaffen, die gespenstisch-musisch anhebt mit dem Ritt der drei apokalyptischen Reiter, Hunger, Krieg und Pest, und die endet mit dem Tode Gretchens auf dem Scheiterhaufen (auf den übrigens die Verse Gerhart Hauptmanns gehören, die nun doch nicht im Film, sondern nur gedruckt erschienen sind). Die Faust-Fabel (mit der Verjüngung und dem Gretchenmotiv) lehnt sich ziemlich eng an Goethe an, doch kommt Kyser darüber hinweg auch zu eigenen Visionen. Die Regie hat Murnau, der jetzt in Hollywood Sudermanns „Reise nach Tilsit“ verfilmt. Murnau hat, in Anbetracht der amerikanischen Prunkfilme (Ben Hur usw.), den Faust-Film mit ganz wenig Mitteln hergestellt und trotzdem gewaltige Arbeit geleistet. Der gespenstische Auftakt, das Idyll Gretchen-Faust, die humorige Episode Mephisto-Martha, das alles sind Kabinettstücke deutscher Filmregie. „Faust“ schließt sich an Murnaus „Letzten Mann“ würdig an. Die Darsteller tragen zum Teil sehr berühmte Namen. Emil Jannings ist natürlich ein Mephisto par excellence, sein Bestes gibt er in den Szenen mit Martha Schwerdtlein. Diese findet in Yvette Guilbert eine außerordentliche Darstellerin. Yvette Guilbert gibt in diesem die klarste, abgerundetste Leistung und vermittelt die stärksten Eindrücke. Das Gretchen der Camilla Horn hat um sich den Reiz unberührter Jungfräulichkeit und echter Reinheit; es ist ideal im bildhaften Sinne. Göste Ekman als Faust imponiert (nach der Verjüngung) durch seine männliche Schönheit und die Sicherheit der Geste. Von den Chargen heben Dieterle und Frieda Richard durch ausgezeichnete Filmkunst. — Nicht zu vergessen die Musik, die überraschend gut zusammengestellt und zu jeder einzelnen Phase des Films exakt paßt. — Der Faust-Film wird für das T.T.-Theater ein großer Erfolg werden.

Die Krankenversicherung „Selbsthilfe“ gibt unseren Lesern im Anzeigenteil eine beachtenswerte Aufklärung.

Der Gewerkschaftsbund der Angestellten (G. D. A.), Ortsgruppe Breslau, veranstaltete Sonntag, den 19. Dezember 1926, in beiden Sälen des „Kaufmannsheims“ eine Weihnachtseinbescherung für die Kinder seiner stellenlosen Mitglieder. Weit über 200 Kinder waren mit ihren Eltern erschienen, um die Gaben des „Weihnachtsmannes“ entgegenzunehmen. Und dieser hatte sie recht reich bedacht. Für warme Unterwäsche, Handschuhe, Kleidung war ausreichend gesorgt; aber auch Schulutensilien und das so heiß ersehnte Spielzeug fehlten nicht. Der Nikolaus war in höchsteigener Person erschienen und sparte nicht mit Aepfeln, Nüssen und allerlei Süßigkeiten; dabei konnte er noch die Eltern der Kinder mit einigen Lebensmitteln bedenken. — Wie leuchteten die Augen beim warmen Kerzenschimmer, als die kleinsten Gäste noch mit Schokolade und Kuchen bewirtet wurden. — Rezitatorische und musikalische Darbietungen umrahmten die Feier. Strahlende, frohe Kinderaugen aber dankten still für die Liebe, die ihnen gezeigt wurde und waren der beste Beweis dafür, daß der G. D. A. mit seiner Fürsorge das Rechte getroffen hatte.

„Chassidim.“ Maksim Blaustein hat — nach langem Studium und Eindringen in die Welt und das Seelenleben dieser jüdischen Sekte im Osten Europas — fünf Szenen geschaffen, in denen er diese eigenartigen Menschen auch unserer Generation nahebringen will. Es war keine leichte Aufgabe, die mystisch-religiösen Probleme, mit denen die Chassidim ringen, in eine Form zu gießen, die beim Publikum Anklang und Verständnis findet. Im großen ganzen ist ihm sein Vorhaben geglückt, nicht zuletzt durch sein eigenes gefühlsechtes Spiel als der Wunderrabbi, der in einem armen Burschen Fajwel (Hirsch Friedmann), den von Gott gesandten Nachfolger in der goldenen Kette der Chassidim sieht und zusammenbricht, als dieser Bursche in religiöser Verzückung einem Herzschlag erliegt. Die Einfügung des Moments, daß der Sohn des Rabbi modernen Anschauungen huldigt und dadurch sich den Vater entfremdet, bedeutete eine Bereicherung der dramatischen Atmosphäre, die auch bald auf das Publikum übergriff. Ein herzlicher Beifall dankte den Veranstaltern für ihr Werk, das in unaufdringlicher Art mit der ostjüdischen Seele bekanntmachte.

Die hervorragenden Wurstwaren der Wurst- und Fleischwarenfabrik Adolf Hauschild sind bereits stadtbekannt. Die Firma unterhält neben dem Hauptgeschäft Kantstraße vier Filialen, die aus dem Anzeigenteil ersichtlich sind. Bitte auf die Firma zu achten.

Heilige Nacht!

Stille Nacht. — Heilige Nacht?
Sagt, wo wahre Liebe wacht;
Wo über des Hauses Kreis
Eins ums Leid des andern weiß,
Eins die Last des andern trägt,
Hilfsbereit nicht zagt noch wägt;
Jeder jedem selig gibt,
Wo der Mensch den Menschen liebt?

Stille Nacht. — Heilige Nacht?
O wie würde er verlacht, —
Der Prophet von Nazareth,
Den ihr nennet im Gebet, —
Käm sein Geist zur Erde jetzt,
Zu euch, die ihr haßt und hetzt,
Die ihr nicht den Bruder kennt,
Den ihr Feind und Fremdling nennt!

Stille Nacht. — Heilige Nacht?
Hättet ihr des Weisen acht
Kräte er mit hohem Sinn
Liebe fordernd vor euch hin? —
Hättet kaum dem Wort gelauscht,
Riefet ihr schon hasberauscht:
Seht, der will des Volkes Not! —
An das Kreuz mit ihm, zum Tod!

Leo Loewy.

Der Lehnstuhl

Eine Weihnachtsnovelle von Walter Meckauer.

Die Uhr tickte und der große schwarze Zeiger wollte nicht von der Stelle rücken, so oft der Knabe auch hinüberschielte. Seine aufgeregte Seele sah im Abenddämmer durch das Fenster tausend Gestalten hereinschwimmen, die sich rührten und regten, die seltsame Gesichter hatten, bedeutsam mit den langen Köpfen nickten, sich bei den Händen faßten. Lautlos schlichen sie durch das dunkle Zimmer, huschten in die Ecken und stellten sich auf die Zehen. Und wenn ihm ihre spähenden Blicke auf dem Kopfe brannten, und er hastig die Stirn umwandte, dann glaubte er, sie kichern und tuscheln zu hören. Und scheu blickte er auf die mattglänzende Politur der Stuhllehne, auf der seine Arme ruhten, auf das gebräunte Schnitzwerk an den Seiten und auf die kurzen, gedrechselten Füße, die er sehen konnte, wenn er seinen Hals vorsichtig hinabbog ... Es war ihm, als könnte jeden Augenblick ein Fremder hereintreten, durch die Wand, durch das Fenster, durch die Ofentür, aus dem Fußboden heraus, er wußte es selbst nicht, woher, ihm über die Achsel schauen, sich neben ihn auf den Polsterstuhl setzen und ihm Dinge ins Ohr flüstern, die er nicht fassen konnte. „Wird das Christkind bald kommen?" fragte er das Mädchen, das in ihrer Schürze aufgeregt durch das Zimmer zur Küche lief. Aber sie gab ihm keine Antwort und Hans blieb wieder allein im Zimmer.

Grübelnd blickte er nach der hohen Flügeltür, die zum Wohnzimmer führte, durch deren Fugen und Ritzen ein Schein hellen Lichtes drang und ab und zu ein geschäftiges Laufen und Poltern, Lachen und Hinundherreden ....

Der Wind warf eine harte Wolke von Eis und Schnee an das Fenster, daß die Scheiben klirrten, und der lauschende Knabe zusammenschreckte. Jetzt erst merkte er, wie dunkel es im Zimmer geworden war und wie die Nacht mit ihren schwarzen Armen sich um seinen Hals gelegt hatte.

Eine sinnlose Angst überfiel ihn.

Er legte sich auf den Bauch, tappte mit seinen Füßen vorsichtig nach der Erde und ließ sich auf die Fußbank hinabgleiten. Und als ein neuer Windstoß am Fenster rüttelte, kroch er zitternd in sich zusammen. Er vergrub sein Gesicht in den dunkelroten Damast des Lehnstuhls, als wenn es Großvaters Knie gewesen wären. Seine Hände suchten nach den gewundenen Quasten, die an der Seite des Stuhles baumelten und die ihm immer wie ein ungelöstes Rätsel erschienen. Und als er wieder die Augen aufzumachen wagte, sah er selbst im Dunkel all die vielen Einzelheiten, die er so oft bestaunt hatte: die kleinen Vertiefungen und Löcher der Holzwürmer im Stuhl, die Rosetten an den Stuhlbeinen und die gelben Nagelbeschläge unterm Polster.

Und im Hintergrunde (ihm schien es wie in unendlicher Ferne) an der Rückwand des Stuhles die holzgebrannte Malerei (ihm schien sie wie eine Welt für sich), vor der er manchmal schon Stunden gesessen hatte, und die er noch immer nicht genau genug kannte. Was bedeutete der Schwarze mit der Krone, der zwischen den beiden Königen kniete? Und oben der Stern — und die Palme — und der Esel — und die große dicke Kuh neben der Jungfrau mit dem Kinde —?

Langsam begann der Stuhl zu sprechen:

„Im heißen Morgenlande, in dem Land, wo der Heiland geboren wurde, da lebte vor Zeiten einmal ein junger Kaufmann, der war sehr reich. Der hatte Perlen und Edelsteine, wie noch niemand welche gesehen hatte, und mit diesen trieb er seinen Handel und war angesehen wie kein anderer Mann seines Landes. Rubinen, leuchtend wie das Blut der Sünde, Smaragden von der Farbe des Jordans, flimmernde weiße Opale, Türkisen, Hyazinthensteine, violenfarbige Spinellen und bunte Amethysten besaß er und wer in das unterirdische, niedrige Gewölbe trat, in dem seine Schätze aufgehäuft lagen, dem schlug ein blitzendes, stechendes Feuer aus dem Dunkel entgegen, ein Funkeln und Glitzern wie das Licht von Millionen von Sternen, der mußte die Augen wegwenden, um nicht blind zu werden in all der Pracht. Und purpurne und seidene Gewänder hüllten den Leib des Kaufmanns ein, handgestickte Teppiche aus Smyrna und Bagdad breiteten sich unter seinen Füßen, tausend schwarze Mädchen harrten des Winkes seiner Hand: — Er aber fand nicht Ruhe und Freude! Und wenn die dunkeläugigen Frauen seines Harems ihn umtanzten, ihn umringten, seine Wangen küßten, — dann senkte er den Kopf in seine Hand und blickte stumm vor sich hin. Und wenn die Karawanen, mit neuen Schätzen und neuen Kostbarkeiten beladen, aus Indien und den gelben Wüsten des Aequators heimkehrten, — dann schloß er seine Augen und legte die Finger an die Stirn, und in ihm brannte ein Weh, ein tiefes Trauern, ein unruhvolles Sehnen und Fragen.

Und eines Nachts, als er mit brennenden Pulsen auf seinen Kissen lag, und die offenen Augen durch das Fenster in das endlose sammetdunkle Blau des Sternenhimmels entporschickte, als die heimliche verzehrende Unruhe in seine Glieder schlich und tausend Fragen und Zweifel in ihm aufschlugen, eines Nachts, als all die Sehnsucht in ihm laut wurde, die sein Leben verbrannte, die ihn vom Lager auftrieb, seinen Schlaf schreckte, und in der Pracht des Lebens, die ihn umgab, ihn nach dem verborgenen Sinn und Wert des Lebens fahnden ließ, eines Nachts, als er sich verzweifelt und unruhvoll auf seinem Bette wälzte, da war es ihm, als sähe er einen weißen Funken vom Himmel fallen. In leuchtendem, weißen Flammenbogen glitt er herab, zog einen hellen Lichtstreif über den Himmel und senkte sich auf das Dach seines Hauses. Und plötzlich ward es hell in seinem Zimmer von einem ungekannten Licht. Und als er nun die Augen schloß, da vernahm er eine Stimme an seinem Ohr, eine leise, klagende Stimme, die also zu ihm sprach:

Stehe auf bei Tagesgrauen. Fliehe gen Osten. Und wenn aus dem Saatkorn, das deine Hand hält, ein Baum erwachsen wird, der goldene Früchte trägt, dann wird die Unrast von dir genommen sein.

Draußen vor dem Fenster wurde eine Laterne angezündet. Die Schritte, die sich auf der Straße genähert hatten, verklangen wieder im Schnee. Hans hatte einen Augenblick den Kopf gehoben. Er sah einen gelbgrünen Streifen an der Decke, den die Laterne von draußen hereinwarf. Aber willenlos ließ er den Kopf wieder sinken. Und der Stuhl fuhr fort:

„Zehn Jahre lang hatte der Kaufmann in der Einsamkeit zugebracht. Sein Gesicht war braun geworden wie die Einöde, in der er lebte. Der Bart hing wirr und schwarz in langen Strähnen von seinem Kinn herab. Die Sohlen seiner Füße waren hart geworden, seine Finger schwer und fest. Er hatte alles verlassen, was ihn einst umgab, seine Steine, seine Perlen und Kleider, seine schwarzen Sklavinnen, seine dunkeläugigen Frauen. Er hatte nichts mehr, als den Mantel, der ihn von der Sonne deckte, einen Stab, der ihn gegen Feinde schützte. Und so hauste er in seiner kleinen Holzhütte, am See, der wie ein blasses Träumerauge in der Einsamkeit dieses öden Landes zum Himmel aufblickte ...

Zehn lange Jahre waren verstrichen, und die Unrast in ihm war nicht stiller geworden. Oftmals kam es, daß er aufsprang in der Abgeschiedenheit seiner Hütte, seinen Stab fest faßte, um hinauszustürmen in das flache Land. Dann wollte er eilen und wandern, ohne Rast und Ende, bis er auf Menschen stieß, mit denen er sprechen konnte. — Die ihm den Weg zeigen konnten nach der großen Stadt ..... Und dann wieder glühte ein Begehren in ihm auf, emporzuschreiten nach den Höhen des Gebirges, höher zu steigen, hinanzuklimmen an ihren Felsen und Hängen, bis er auf ihren Gipfeln stände, den Wind der Berge an seiner Brust spürte, und alle Tiefe und alle Oede verschwunden sei ... Und immer wieder warf er den Stab aus der Hand, senkte seinen Kopf und blieb in der Hütte. Immer wieder kam die Hoffnung in sein Herz, und das Wort Gottes tönte an sein Ohr ...

Zehn lange Jahre war er täglich hinausgewandert nach dem See, in dessen Ufer er das Saatkorn versenkt hatte. Und immer noch wölbte sich kein Baum, und die goldenen Früchte der Verheißung wollten nicht erglühen. Ein schmales Stämmchen hatte die braunen Schollen durchbrochen, und seine schlanken, düsteren Zweige bebten in jedem Hauch der Luft. Langen, zitternden Armen glichen die, die mit einem schwarzen, spiegelnden Grün besetzt waren, und sich zaghaft öffneten zu dem Licht des Himmels ...

Und Jahre um Jahre vergingen ... Und wenn der Abend kam, und die Schatten unter den dünnen Aesten des Bäumchens hervorquollen, dann war ihm weh und traurig zu Mute; und wieder saß er, den Kopf in die Hand gepreßt, und blickte vor sich hin. Aber wenn es morgens ward, und die Wellen des Sees rieselten, dann sprang eine neue Hoffnung in sein Herz, und mit bebendem, hastender Freude eilte er hinaus, um zu schauen, ob das Wunder gekommen sei. Und wenn er auf der Schwelle seines Hauses stand, und hinüberschaute nach der Tanne, die sich im Morgenwinde schaukelte, dann faßte die Enttäuschung von neuem sein Herz und preßte es zusammen. Und nun saß er den ganzen Tag zusammengekauert und wartete auf den neuen Morgen. Woche für Woche, Jahr für Jahr wartete er ...

Doch eines Morgens schreckte er aus dem Schlaf mit einem beklommenen Brausen in seinem Blute!

Ein weißer Flammenbogen sprühte über den Himmel. Und aus dem Osten wehte ein Jubeln und Singen heran, ein leises klingendes Klagen und Frohlocken ... Der Einsiedler, dessen Haare bleich geworden waren, saß aufrecht auf seinem Lager, mit gefalteten Händen. In seinen Augen strahlte ein Licht wie nie zuvor.

Er trat vor die Türe seiner Hütte und sah hinaus in das dämmernde Land ... gen Osten, wo wo das Klingen und Beten kam. Er horchte in das Dunkel, — und da vernahm er Laute und Stimmen, die immer näher heranschwollen. Schwarze Schatten, — Gestalten huschten, jagten an ihm vorbei, in wilder Hast, mit fliegenden Haaren, dem Licht entgegen, das im Osten aufglühte. Und so seltsam und fremd war ihm der Ton menschlicher Lippen, daß er wie gebannt stand und behend hinausstarrte in den Aufruhr, — in das Eilen und Drängen der Massen, die an ihm vorüberstürmten.

Männer mit langen Bärten und steilen Turbanen, Weiber, ihre nackten Kinder an den Brüsten, Mädchen mit weißen Schleiern über dem Gesicht, Knaben, die Fackeln trugen, zogen an ihm vorbei. Die Hirten trieben ihre Herden vor sich her, mit Henna und Saffran bemalte Frauen taumelten dem Lichte zu. Und der Einsiedler stand mitten unter ihnen, sah den Davoneilenden nach. Er wollte sie fragen, aber seine Lippen regten sich nicht.

Da stürzte ein Mann an ihn heran, der eine Krone in seiner Hand trug, und rief ihm zu, ihm zu folgen. Und ein anderer mit funkelnden Edelsteinen, wies mit der Hand gen Osten. Und ein Dritter, mit weißen Blumen geschmückt, zeigte ihm den Weg nach Bethlehem. Und alle eilten an ihm vorbei, mit vollen Händen, vollen Herzen, um dem Erlöser ihren Reichtum zu bringen, ihre Kronen und ihre Gelüste, ihr Leben und all ihren Sünden ...

4

Verzagt stand der Einsiedler vor seiner Hütte, verzagt blickte er in das frohe Jauchzen des Volkes. Er fühlte sich so arm, so verstoßen. Wo waren alle seine Reichtümer, daß er sie opfern konnte? Wo waren alle die seidenen Decken und purpurnen Mäntel, die Topase und Saphire, die er dem Erlöser darbringen wollte? Jeder Hirte, jedes Mädchen, ja, die Verstoßene selbst kam mit vollen Händen zu ihm, — er allein besaß nichts, was ihm wert war, was er dem Heiland geben konnte.

Und ein heißer Schmerz überkam den alten Mann, der sein Leben lang auf das Wunder gewartet hatte, der alles hingegeben hatte im Vertrauen auf das Wunder, und nun einsam und besitzlos stand, da alle dem Heiland entgegenjauchzten. Und in seiner Armut und Verzweiflung riß er das Bäumchen aus dem Boden, das seine heiße Hoffnung gewesen war, sein Glaube in all den langen Jahren ....

Und gen Bethlehem zog er ....

Da war eine Menge Volkes zusammengeströmt. Aus den Einsamkeiten der Wüste und aus den kühlen Ländern des Nordens, wo die Sonne den Winter über im Meere schläft; von den Bergen des ewigen Lichtes, aus den Schluchten der Nacht und der Dunkelheit. Und ein Gemisch von Worten und Stimmen wogte über den Massen wie das schwere Rollen des Meeres. Und auf allen Straßen strömten neue Pilger herbei, leise singend, betend, huldigend.

Als der Einsiedler an die Krippe trat, in der der Jesuknabe schlief, sank er auf die Knie nieder. Seine erhobenen Hände hielten den Tannenbaum. Und er neigte den Kopf tief zu Boden; denn er schämte sich seiner Armut und Dürftigkeit. Aber plötzlich vernahm er ein Tönen wie von Engelsstimmen. Und als er scheu die Augen emporhob, da hatten sich die Zweige mit leuchtenden Lichtern bedeckt, und mit staunendem Herzen sah er tausend goldene Tannenzapfen an dem Baume zittern, den seine Hand trug.

Da zog ein seliges Lächeln über des alten Mannes Antlitz. Und ein Friede, ein stummer, nie gefühlter Friede floß in sein Herz, als der Heilandsknabe mit jauchzenden Händchen — nach den strahlenden Offenbarungen — des Christbaumes — griff ...

In den Nachbarhäusern jubelten Weihnachtslieder. Die Flügeltür ging auf, hinter der der brennende Tannenbaum stand.

Mit jauchzenden Händen griff der Knabe dem einfallenden Lichte entgegen ...

Nomaden-Weihnachten

Von Gerhart Herrmann.

Zwei alte Leute haben in der großen Hütte gesessen, die irgendwo im südlichen Mazedonien steht — Greis und Greisin, klein geworden vor lauter Alter, in dem großen, leeren Raum, zwischen den rauhen Händen, unter den dunklen Dachschindeln, um das Holz euer inmitten der Hütte; und draußen ist das Jahr vorübergegangen mit den schwer hereinhallenden Schritten seiner vielen Tage — das lange Jahr, ein ganzes Jahr, immer draußen und kam nicht herein, und die beiden Alten waren immer allein.

Aber heute will die Hütte nicht Raum geben für all die Menschen, und das Feuer hat nicht Licht genug für all die Buntheit der Kleider, und in den Gesichtern von Greis und Greisin ist nicht Platz genug für das breitfrohe Lächeln, das Kinder und Kindeskinder immer wieder begrüßt — denn es ist Neujahr heute, es ist der 24. Dezember, und das Jahr der beiden Alten, das Jahr der Hirten des Balkans zählt vom ersten wieder längeren Tag bis zum kürzesten, von Wintersonnenwend zu Wintersonnenwend, von Weihnacht zu Weihnacht. Zwei Tage: für Greis und Greisin ist das das ganze Jahr, alles andere ist ein Denken daran, ein Träumen davon, ein Warten darauf.

Und nun ist wieder Neujahr, wieder Weihnacht, wieder Jahr, denn alle stehen sie wieder auf dem Boden der Hütte, den der geglättete Fels hergibt, und erzählen sich, und ihre einfachen Erzählungen haben das große Gleichmaß und die ewige Wiederkehr allen Naturgeschehens. Sie alle sind aufgestanden vom Boden am dritten Tag des Herbstes und sind zu ihren Herden gegangen, die draußen beim Haus in der großen Hürde liegen; dann sind sie nachgeschritten, und jeder auf seinem Wege, dem stiehlenden Winterdunkel im Mantel des Lichts, der dicker wurde mit jedem Tag; sie sind ihm auf den Fersen geblieben, dem Feinde, und die grauen Almen der Berge wurden grün unter ihren Füßen, und fetter ihre Schafe; am Feuer draußen haben sie gesessen, das flackerte rot über den Wollflocken ihrer Herde und einer hat gewacht, und alle waren aufgesprungen und hatten drohend geschrien, wenn Wut, der Wolf, in ihre Hürden brechen wollte; und Hütten haben sie gebaut, hier und dort, und verlassen, wenn die Weide abgegrast war, die spärliche Weide zwischen den grauen Steinen des Karst; und zur rechten Zeit sind die Lämmer gekommen, und zur Sommersonnenwend haben sie auf einem Berge gestanden, irgendwo im nördlichsten Bosnien, und haben ins Tal der Save geblickt, das fruchtbar sich breitete unter ihrem armen Bergland — — und dann sind sie umgekehrt und haben ihren Weg zurückgenommen und zurückgehütet und zurückgeschritten und zurückgekämpft und haben sich nicht einholen lassen vom wieder vorschleichenden Dunkel; und vor den beiden dunkelsten Tagen haben sie sich geflüchtet in das Haus, darin die Aeltesten ihres Geschlechts wohnen und warten, daß Kinder und Enkel und Urenkel es ihnen hell machen: zur Weihnacht.

Und nun feiern sie alle: in der Hütte zuerst mit Wiedersehen der Brüder und Schwestern, mit Neuennenlernen der Schwäger und Schwieger, und mit Erzählen — oh, was kann solch Erzählen vom Erleben eines Jahres für ein Feiern sein! Ueber das Feuer aber halten die Alten ihre mageren Hände, und es ist, als ob diese Hände so fröhlich segnen, wie das Lächeln der dünnen, alten Lippen fröhlich lauscht, und die Flächen dieser Hände sind zerfurcht und schimmern rot wie Felder in Kursterde. ... Und Tabakduft mischt sich mit dem Rauchgeruch des Feuers und mit dem scharfen, beizenden Schafdunst, der in den bunten, handgewebten Hirtenkleidern liegt. ...

Dann aber muß Raum geschaffen werden, denn es werden Schafe am Spieß gebraten fürs Festmahl; und während das rote Fleisch sich bräunt und zu schrumpfen und zu duften beginnt, gehen sie alle hinaus bis auf die Köche, zu ihren Herden; und jede Familie lobt die der andern, freilich nicht nach der Zahl: denn sie haben alle nur so viel Getier, wie nötig ist, um sie zu nähren; sie wollen nicht reich sein; und darum sind sie auch nicht arm; und darum sind sie genügsam und gut, und darum wissen sie Weihnacht zu feiern.

Und darum auch weiß die Jugend zu tanzen: sammelt sich vor der Hütte und schlingt den Kreis zum Volkstanz, zum Kolo; der Kreis beginnt sich zu drehen, die Füße in den schönen, bunten Opanken beginnen auf den Boden zu hämmern; lange währt der schweigende Tanz, bis doch einer im Jubel der Bewegung die Lippen öffnet und eine Melodie jauchzt, mit der er sonst seine Schafe lockt; heute aber singt er sie schnoller, und schneller fallen die anderen ein, und schneller und wilder wird der Tanz, und in die Mitte stellt sich einer der Jüngsten und spielt die einfache Mollweise auf der fünftönigen, uralten Flöte des Pan. ...

Längst schritt die Nacht über das Tal, und nun leuchten die Schneekuppen der Berge wie weiße Hände, die segnen; aber die Alten, die hinausschauen, haben wissende Augen: bald wird die weiße Hand da weggenommen sein, und der rote Morgen des ersten Tages, der wieder mehr Licht bringt, wird sie rufen wie eine Fahne, in die Berge und nach Norden; und sie werden ihrer Fahne folgen und dem Winterdunkel nachschreiten im Mantel des Lichts, und Feuer lachen und Hütten bauen und verlassen; und Greis und Greisin werden wieder allein um das rote Feuer sitzen; und erst nach langer Zeit wird wieder Wintersonnenwend, wieder Heimkehr; wieder Weihnacht sein. ..

Die politische und die unpolitische Frau

Die Alabasterurnen

Von Alfred Brie.

Dr. Howe saß auf der Veranda seines Häuschens und blickte auf das Wasser. Eine elegante, weiße Yacht, die gerade Anker warf, fesselte sein Interesse. Neugierig nahm er sein Fernglas zur Hand und beobachtete eine Anzahl weiß gekleideter Herren an Bord der Yacht an einem runden Tisch sitzend. Anscheinend debattierten sie über einen auf dem Tisch befindlichen Gegenstand. Gelangweilt legte Howe das Glas nieder, um sich wieder seiner früheren Beschäftigung, in die Sonne zu starren, hinzugeben. Feste Schritte auf der Veranda weckten ihn aus seinen Träumereien. Ein Matrose mit weißgoldenem Abzeichen stand vor ihm.

„Herr Dr Howe?" — „Ja, bitte?"

„Ich bin Steward auf der „Esperanza". Herr Harvey, der Besitzer der Yacht, läßt Sie bitten, sich heute abend zwischen 9 und 10 Uhr für ihn freizuhalten."

„Ist jemand krank? Soll ich an Bord kommen?"

„Das weiß ich nicht, ich soll Ihnen nur noch diesen Brief abgeben?"

Howe öffnete den Brief und entnahm ihm einen Scheck, der über fünf Pfund Sterling ausgestellt war, und einen Brief, in dem ihn der Sekretär des Herrn Harvey bat, den Scheck als Entschädigung für seine zu leistenden Dienste anzunehmen.

„Es ist gut", wandte sich Howe an den Matrosen, „ich stehe heute abend zur Verfügung."

Nachdenklich ging er ins Haus, um seiner Frau von dem Brief und dem Inhalt zu erzählen.

„Harvey?" fragte sie, „das ist doch der bekannte Finanzmann? Du wirst den Namen sicher aus den Zeitungen kennen?"

Sie erhob sich, suchte zwischen den Zeitungen und kam mit einem Zeitungsblatt zurück.

„Hier steht es. Höre mal zu:

Herr Harvey, der bekannte Finanzmann, hat in Begleitung mehrerer Großindustrieller und des berühmten Aegyptologen, Professor Madison, auf seiner Luxusyacht „Esperanza" eine kurze Seereise angetreten. Unter den Gästen befindet sich Herr William, der bekannte amerikanische Millionär. Diese Tatsache ist um so interessanter, als man weiß, daß Herr Harvey und Herr William geschäftlich die schärfsten Rivalen sind. Die Anwesenheit von Professor Madison läßt jedoch vermuten, daß es sich bei dieser Reise um eine Entdeckung handelt."

Frau Howe legte die Zeitung hin.

„Weißt du", sagte ihr Gatte, „es ist doch merkwürdig, daß sich kein Arzt auf der Yacht befindet, und warum soll ich mich gerade abends bereithalten? Ich bin wirklich neugierig, wozu meine Anwesenheit notwendig ist."

Er zog sich in sein Arbeitszimmer zurück, um in Ruhe eine Zigarre zu rauchen. Der Scheck hatte ihn in gute Laune versetzt und kam ihm ganz gelegen. Seine Praxis war noch klein, und daß ihn dieser bekannte Millionär zu sich berief, konnte ihm nur von Vorteil sein.

Kurz nach neun Uhr klingelte es. Der Matrose von der „Esperanza" wartete im Vorzimmer, um ihn abzuholen. Howe folgte ihm. Unten wartete das Boot. Schnell glitten sie über das dunkle Wasser, und in wenigen Minuten war die Yacht erreicht. Tiefes Dunkel herrschte an Deck, und nur der Rauchturm warf seinen kegelförmigen Schein hinaus auf die See. Der Matrose führte ihn in den Salon. In dem matt erhellten Raum sahen etwa sechs bis sieben Herren um einen niedrigen Tisch, vor sich kleine Mokkaschalen, Likörgläser und Zigarren.

„Der Arzt", meldete der Matrose.

Harvey, ein großer älterer Herr mit grauem Bart, erhob sich und begrüßte ihn.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, Herr Doktor. Meine Herren, darf ich Ihnen Herrn Doktor Howe vorstellen."

Die Herren erhoben sich. Harvey bot ihm Wein und Zigarren an. Howe lehnte dankend ab:

„Darf ich zunächst erfahren, zu wem ich hierhergerufen wurde?"

„Nehmen Sie bitte Platz, ich werde Ihnen sofort alles erklären. Mein Freund hier, Herr Professor Madison, hat auf einer seiner Forschungsreisen im Nilta in der Nähe von —", fragend sah er den Professor an.

„El-Armana", half dieser, ein kleiner, schmächtiger Mann mit verträumten Augen, aus.

„Bitte, lieber Professor, erzählen Sie weiter. Sie sind besser orientiert", bat Harvey.

„Um mich kurz zu fassen", wandte sich der Professor an Howe, „ich fand in einem der Pharaonengräber eine Alabasterurne, wie die Aegypter sie früher zum Aufbewahren des Herzens der einbalsamierten Pharaonen verwendeten. Diese Urnen sind keine Seltenheit, das Merkwürdige an dieser Urne aber ist die Inschrift."

Der Professor nahm eine weiße Urne aus einem Schränkchen.

„Sie sehen, der Deckel trägt den Kopf des Pharao, und in der Mitte der Urne senkrecht ist die Schrift. Diese Inschrift besagt, daß jeder, der diese Urne öffnet, stirbt. Meine langen Erfahrungen in Aegypten haben mich abergläubisch gemacht. Ich habe erlebt, daß sich manche derartige Prophezeiungen erfüllt haben, und ich bin daher sehr dagegen, daß die Urne geöffnet wird."

„Wir haben schon des langen und breiten über diese Frage debattiert", unterbrach ihn Harvey. „Die meisten von uns — sagen wir ruhig, wir alle — sind abergläubisch, aber uns interessiert diese geheimnisvolle Urne so sehr, daß wir fest entschlossen sind, sie zu öffnen, aber wir möchten uns nicht gern unnötig in Gefahr begeben . . . ."

„Sehr richtig", sagte Howe, „das würde ich an Ihrer Stelle auch nicht tun."

„Nein, nein," unterbrach ihn einer der Herren, „wir sind fest entschlossen, die Urne zu öffnen, mit Ausnahme von Herrn Professor Madison, der mit der Angelegenheit nichts zu tun haben will."

„Und wer wird die Urne öffnen", fragte Howe.

„Das sollen Sie entscheiden", sagte Mr. William, der amerikanische Millionär.

„Ja, ja" echote Harvey, „das hängt von Ihnen ab."

„Von mir? Soll ich die Urne öffnen?"

„Nein, Sie nicht", sagte Harvey, „es kommt nur jemand von uns in Frage, außer Professor Madison. Sie sollen nur folgende Frage entscheiden: Wenn Sie jemand aussuchen, der sich in Gefahr begeben soll — wen wählen Sie?"

„Ich denke den Aeltesten."

„Sie meinen den, der die kürzeste Zeit zu leben hat."

„Ja."

„Das ist nicht immer der Aelteste, sondern es ist wohl mehr eine Frage der Gesundheit. Wir haben deshalb beschlossen, daß Sie uns alle gründlich untersuchen und feststellen, wer von uns die kürzeste Zeit zu leben hat, und der, den Sie wählen, wird die Urne öffnen."

Howe machte eine unentschlossene Bewegung. „Ist das Ihr Ernst?"

„Bestimmt, wir sind alle damit einverstanden."

„Es ist gut, ich bin einverstanden. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, ich kann mich irren, derartige Angaben kann man niemals mit Bestimmtheit machen."

„Das wissen wir. Wir wollen nur Ihre Ansicht als Fachmann hören und werden uns danach richten."

Howe erhob sich. Harvey führte ihn in ein Nebenzimmer, in dem die Untersuchungen vorgenommen werden sollten. Als erster kam Mr. William, die anderen Herren folgten. Zuletzt betrat Harvey das Zimmer, er schloß die Tür hinter sich. Howe fing an, das Herz zu untersuchen. Die Untersuchung dauerte ziemlich lange, Harvey ließ sie lächelnd über sich ergehen.

„Hören Sie", sagte er leise, „diese ganze Untersuchung ist eine Komödie, ich will die Urne öffnen."

Howe sah ihn fragend an.

„Sie müssen den Herren mitteilen, daß ich es bin, der die kürzeste Zeit zu leben hat", fuhr Harvey fort. „Die ganze Geschichte mit der Urne ist nur ein Geschäftstrick. Wenn Sie den Herren sagen, daß ich nur angeblich ein Jahr zu leben habe, so werden die Aktien meiner neugegründeten Gesellschaft in kurzer Zeit rapid fallen und alle werden versuchen, die Aktien zu verkaufen. Ich kann dann alle Aktien zu einem billigen Preis aufkaufen und bin alleiniger Aktionär. Das ist der ganze Zweck dieser Komödie."

„Ist das nicht ein gewagtes Spiel? Sie setzen sich doch einer Gefahr aus, wenn Sie die Urne öffnen."

„Ach, Unsinn", sagte Harvey, „ich bin nicht abergläubisch."

Er legte einen Scheck über hundert Pfund auf den Tisch. „Hier das ist für Ihre Bemühungen."

„Sie geben mir den Scheck unter der Bedingung, daß ich sage Sie hätten nur noch ein Jahr zu leben?"

„Ja."

„Gut", sagte Howe und steckte den Scheck ein.

„Also sprechen Sie recht ernst und eindrucksvoll, wenn Sie den Herren die traurige Mitteilung machen."

Beide gingen zurück in den Salon. Professor Madison kam auf Howe zu: „Können Sie es nicht vermeiden, daß die Urne geöffnet wird?"

Howe zuckte die Achseln: „Glauben Sie an eine Gefahr?"

„Das ist schwer zu sagen, aber man soll mit übernatürlichen Dingen nicht spaßen."

Harvey unterbrach sie: „Nun, Herr Doktor, wollen Sie so freundlich sein und uns das Resultat Ihrer Untersuchungen mitteilen. Wir sind schon sehr neugierig."

Howe ging zu dem Tisch, auf dem die Urne stand. Aller Augen richteten sich auf ihn.

„Meine Herren", sagte er ernst, „einer von Ihnen hat höchstens noch ein Jahr zu leben." Sein Blick blieb auf Harvey haften. „Und dieser eine ist Mr. Harvey."

„Ein Jahr zu leben ist lächerlich", rief Harvey. „Ich bin der gesündeste Mensch der Welt. Ich war noch nie auch nur einen Tag krank. Das kann doch nicht Ihr Ernst sein, Doktor?"

„Ich sage Ihnen nur meine Meinung."

„Sind Sie Ihrer Sache sicher?"

„Vollkommen."

„Nun, es ist ein Glück, daß Aerzte oft irren; ich jedenfalls glaube nicht daran. Sie haben aber Ihre Pflicht getan und ich danke Ihnen. Ich werde also die Urne öffnen."

Er verließ das Zimmer, um sich Werkzeug zu holen.

„Glauben Sie wirklich, daß er nur ein Jahr zu leben hat?" wandte sich William erregt an Howe.

Der Arzt nickte. William flüsterte mit einigen Herren. Die Nachricht hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Harvey kehrte mit Hammer und Meißel zurück.

„Es ist gut, daß ich nicht abergläubisch bin", sagte er, indem er die Urne zur Hand nahm. Ohne den Deckel zu verletzen, öffnete er sie. Gespannt traten die anderen Herren hinzu.

Die Urne war leer.

„Sehen Sie", lachte Harvey, „die Urne ist geöffnet, und es ist nichts passiert. Ihre Furcht war unbegründet!"

Der alte Gelehrte zuckte schweigend die Achseln.

„Professor Madison wird die Inschrift nicht richtig gelesen haben" sagte Harvey, indem er zu einem kleinen Tischchen ging, um sich ein Glas Wein einzuschenken.

Er wollte eben zur Weinflasche greifen, als ein Zittern durch seine Gestalt ging, und ehe ihm jemand zu Hilfe eilen konnte, fiel er bewußtlos zu Boden. Howe beugte sich über ihn. Schweigend und bleich standen die Herren um ihn herum. Howe richtete sich auf.

„Er ist tot."

Dumpfes Schweigen herrschte im Zimmer.

„Tot?" unterbrach jemand die Stille.

„Ja." Der Arzt sah auf die Alabasterurne. „Das sind Zusammenhänge, die wir nicht erklären können. Er war schwer herzleidend, ohne es zu wissen."

Weihnachten!

Am Waldsaum stand ich, wo die Spitzenschleier
Des Winters sich um Busch und Bäume schlangen,
Und mir zu Füßen die beschneite Halde
Sich dehnte wie ein unbeschriebnes Blatt.
Hat schon ein Menschenfuß hineingezeichnet,
Ein Kinderüßchen war's — im ersten Schnee.
Ein Hauch von Unschuld wehte mir entgegen,
Und Märchenträume huschten durch den Wald.
Schau: Leuchtet nicht Rotkäppchens rote Kappe
Grell durch die weißen Stämme, hör ich nicht
Des listigen Wolfs verführerische Stimme,
Kommt Rübezahl nicht murrend um die Ecke,
Und blüht Dornröschens Schloß nicht aus dem Schnee?
Da laufen lachend mit verschlungenen Händen
Schneeweiß und Rosenrot an mir vorüber.
Indessen an der Hexe Knusperhäuschen
Mit vollen Backen Hans und Grethel stehn. —
Wie rings die Tannen so verzaubert blinken,
Es zündet langsam Licht sich an um Licht.
Ist das die Sonne, die in Strahlenbündeln
Sich fängt im weißumspannenen Gezäst?
Wie Feenhaare ziehn sich Silberfäden
Von Zweig zu Zweig und rote Apfelbäckchen
Glühn kinderröhlich durch die Glitzerpracht.
Hoch oben aber, auf der höchsten Spitze,
In himmelblauem, sternbesätem Kleid,
Mit weißen Flügeln, schwebt ein kleiner Engel.
Wie schön, ach! . . . nein, . . . zu schön, zu wunderherrlich!
„Den nehm' ich mit!" Ich greife, greife wieder . . .
Und — hab' die beiden Hände voller Schnee.
Ja, ja, so enden immer meine Träume.
Was steh ich auch im winterweißen Wald
Und blicke in der Kindheit Wunderferne,
Wo um mich her das laute Leben drängt.
Das kommt — das ist — die Weihnachtsglocken warten,
Daß man das hohe Lied mit ihnen läute.
Der große Kindertraum liegt in der Luft,
Der große Traum von Liebe, Liebe, Frieden.
Schnell folgte ich den kleinen Füßchenspuren,
Denn plötzlich fiel es schwer mir auf die Seele,
Daß zur Verwirklichung des schönen Traums
Ich auch mein Teilchen beizutragen hätte. —
Der Märchenspuk zerstob, geheimnisvoll
Lag unter weißem Tuche die Bescherung,
Die uns zum Osterfest der liebe Gott
Sorgsam bewahrt, um bunt sie aufzubauen. —

Josefa Mey

Die gestörte Trauung

Also ist es geschehen im Jahre des Heils 1926 zu Gottesberg in Schlesien. Ein Brautpaar in der katholischen Kirche. Der Pfarrer ist schon mitten in der Zeremonie der Trauung. Eindringlich wendeten sich seine Worte an das vor ihm sitzende Brautpaar. Da — dringt er zu tief ins Herz der Braut. Mit seinen Priesteraugen erkennt er nämlich auf einmal, daß — das Kleid der Braut zu tief ausgeschnitten sei. Wie gesagt, er entdeckt es mitten in der Zeremonie. Da wird sein Gewissen in ihm wach; denn solche Schamlosigkeit kann er doch wohl nicht dulden. Er selbst ist ja durch diesen Anblick — aufs höchste gefährdet. Und es überkommt ihn ein heiliger Zorn. Mitten drin bricht er die Zeremonie ab. Denn sein und der Braut und aller Anwesenden Seelenheil erfordert es unbedingt, daß die Gefahr dieses Aergernisses beseitigt werde. So stellte sich der Pfarrer, der, wie der Erzengel, Michael heißt, vor die bedrohte bräutliche Unschuld wie ein rächender Engel, allerdings nicht mit einem flammenden Schwert, sondern nur — mit einem Tuch. Ein Tuch sollte ihm helfen. Und er machte sich daran, den Mangel des Kleides zu verdecken. Aber: in dieser seelsorgerischen Betätigung als Bekleidungskünstler zur Vervollständigung nicht genügender Brautkleider hatte er allerdings nicht mit dem Objekt seiner Fürsorge gerechnet. Die Braut verzichtete nämlich auf die geistliche Hilfe zur Verbesserung ihrer Festkleidung und — ließ sich in der altkatholischen Kirche trauen.

Schönheitsstatistik

Nach der amerikanischen Statistik wurden im Vorjahre an Kosmetika durchschnittlich 5 Millionen Dollars pro Tag ausgegeben. Friseure und Haarkünstler hatten im Jahre eine Einnahme von 150 Millionen Dollars, davon entfielen auf Haarschneiden nur 7500 Dollars. Insgesamt wurden 20 Millionen Schachteln roter Schminke verkauft und über 50 Millionen Pakete Creme und Puder. An Seife und Toilettenwasser wurden insgesamt 750 Millionen Dollars ausgegeben.

Segen des Himmels

Tausende von Arbeiterfrauen gehen zu Grunde, weil ihnen die brutalen Verhältnisse verwehren, Mütter zu werden. Tausende trifft Leid und Not, weil der Staat sie zwingt, wider Willen ein Kind in die Welt zu setzen oder weil sie gegen den Abtreibungs-Paragraphen verstoßen haben. Wie es dann mit des „Himmels Segen" Beglückten ergehen kann, das bezeugt die nachstehende — wohlwollende Entlassungsbescheinigung. Sie lautet in klassischer Schöne, die der Zeiten Kultur demonstriert:

„Bescheinige, den Geschirrführer Albert Fraßdorf entlassen zu haben, da die Frau wegen kleiner Kinder nicht auf Arbeit gehen konnte.

Herrenhölzer, 3. August 1926.
(Gutsstempel.)

Der Gutsvorsteher.
gez.: Hennemann

In seiner Not kam der Mann zur Internationalen Arbeiter-Hilfe (IAH.) in Halle, bat, ihm in seiner verzweifelten Lage zu helfen. Kurzerhand entlassen, an die Luft befördert, weil des Himmels reichlicher Segen seiner Frau nicht gestattet, auf des Herren Acker oder in des Herrn Stall zu erscheinen, um für ihn Profit zu schaffen. Einmal donnert man gegen die gottlose Zucht, die Frau gehöre ins Haus; dann schmeißt man den Mann auf die Straße, weil kleine Kinder seine Frau ans Haus fesseln. Das ist kapitalistische Logik.

Vom Lindemann-Konzern. Aus dem „Berliner Lokal-Anzeiger" vom 16. Dez. 1926 entnehmen wir: Der fünftgrößte Warenhauskonzern im Anmarsch. Die Lindemann & Co. A.-G., die bereits Kauf- und Warenhäuser in Berlin, Potsdam, Spandau, Bremerhaven, Harburg, Guben, Goslar sowie Görlitz besitzt und am 11. Dezember d. Js. ein neues großes Kaufhaus in Breslau eröffnete, hat jetzt auch in Frankfurt a. Main Fuß gefaßt. Die Firma hat dort, wie die „Deutsche Konfektion" meldet, das seit 52 Jahren bestehende Kaufhaus Frank & Baer A.-G. erworben und wird dasselbe unter der Firma Frank & Baer A.-G., Inhaber Lindemann & Co., A.-G., fortführen. Der Vertrag hierüber tritt am 1. Januar in Kraft. Es ist ein großer Neubau geplant, nach dessen Vollendung die Firma „Lindemann & Co. A.-G." lauten wird.

Sport-Arena Jahrhundertholle

1. Feiertag, 7½ Uhr, Amateur-Rennen

25-Stunden-Mannschafts-Rennen

abends 9 Uhr und 2. Feiertag bis abends 10 Uhr **mit Faudet, Choury, Degraeve, Rielens, Tonani, Junge, Knappe, Rieger, Feja u. a.**

Wohnungs-Tausch

Suche

6 Zimmer-Wohnung
Gute Stadtgegend
1800 Mark Jahresmiete
ev. 3. Etage

Biete

6 Zimmer-Wohnung
1. Etage (hochfein)
Jahresmiete 1500 Mark
in bester Stadtgegend (Höfchenstr.)

Offerten an die Expedition d. Zeitung unter
A. E. 987

Willst Du gut, billig, streng reell
Wein und Liköre kaufen,
Auch **Weinbrand, Rum,** dann komme schnell
zu **Kochmann** nur gelaufen!
Bei jeglicher Gelegenheit,
Verlobungs-, Hochzeitsfest,
Kindtaufe – Scheidung – weit und breit
Man gern sich's munden läßt: —
Und einer ruft's dem andern zu:
„Ein **leistungsfähiges Haus!**
Bei **Kochmann** kauft am besten Du,
Zufrieden geh'st Du raus!
Kaufst **dort** Du, bist Du nie erbost, —
Der **Preis** von selber spricht!
Drum geh' zu **Kochmann** ganz getrost
Und scheu' den Weg auch nicht!"

D. Kochmann
Kolonial-Waren und Destillation
Weidenstraße 25 Telephon Ohle 5084

Selbsthilfe

Krankenversicherung für den Mittelstand A.G.

Nachdem allmählich die über die Selbsthilfe ausgestreuten böswilligen Gerüchte verstummt oder in ihrer Unhaltbarkeit erkannt sind, haben die ausgeschiedenen Mitglieder bereits mit ihrer Rückkehrbewegung zur Selbsthilfe eingesetzt.

Wir geben daher folgendes bekannt:

1. **Die Mitglieder, welche zum 31. Dezember 1926 gekündigt haben,** können durch einfache schriftliche Erklärung und Zahlung des Januarbeitrags bei dessen Fälligkeit ihre Kündigung rückgängig machen, ohne daß irgendeine neue Wartezeit eintritt.

2. **Mitglieder, welche zu einem früheren Termin gekündigt haben,** können einen Wiederaufnahmeantrag schriftlich einreichen, der bei günstigem Gesundheitszustand angenommen werden kann.

2. **Mitglieder, welche zu einem früheren Termin** gebenen Mitgliedern gleich behandelt, d. h. sie haben den Nachschuß nicht in einer Summe zu zahlen, sondern sie zahlen lediglich die Ende November 1926 bekanntgegebenen Beiträge, in denen die Nachschußrate bereits enthalten ist.

4. **Alle Mitglieder** haben die Möglichkeit, mit Einhaltung einer einmonatigen Frist zu einem billigeren Tarif überzugehen.

Wir bitten, sich deswegen mit den bekannten Zahlstellenleitern in Verbindung zu setzen.

Die Selbsthilfe zählt auch unter Berücksichtigung der verhältnismäßig geringen Austrittsbewegung noch über

300 000 versicherte Personen.

Die Auszahlungen der Selbsthilfe an ihre Mitglieder betragen, von der Gründung des Unternehmens an gerechnet,

mehr als 15 Millionen Mark
(allein im Jahre 1926 annähernd 11 Millionen Mark).

Durch die neuesten Beschlüsse unserer von den Mitgliedern gewählten Abgeordneten wird die Selbsthilfe in die Lage versetzt, Schadenrücklagen zu stellen, ein Vorzug, der ihr eine sichere Grundlage für die Zukunft gibt.

Der Vorstand.

B. Pohl

Breslau, Matthiasstr. 97
Fabrik für ff. Kakao, Schokoladen, Zuckerwaren, Honigkuchen Keks, Zwieback
alles gut und billigst
Verkaufsstellen in all. Stadtteilen

A. Wojtko

Destillation und Likörfabrik
Hauptgeschäft: **Klosterstr. 85/87,** Filiale: **Sonnenstr. 41**

Zum Feste
empfehle:
Jamaika-Rums von 3.00 Mark an
Weinbrände, Qualitätsliköre
Rhein- und Rotweine
in bekannt erstklassiger Qualität und enorm billigen Preisen

Infektionskrankheiten

Harnröhren-, Haut-, Blasen- und Beinkranke finden sachgemäße schmerzlose Heilung in der
Spezialheilanstalt Joschke
Breslau, Teichstraße 12, I.
am Hauptbahnhof Telephon Ohle 1904
Sprechstunden [illegible] Uhr
Sonn- und Feiertags 9–1 Uhr mittags
Diathermiebehandlung, Höhensonne Kromayer-Quarzlampe, Hochfrequenz, Glühlichtbäder usw.

Alois Henschel & Co.

Groß-Molkerei und Milch-Großhandlung
Molkerei-Produkte
Brunnenstr. 34 Tel. Ohle 4931

1746 **Zum 180 jährigen Jubiläum** **1926**
der Gefreide-Dampf-Brennerei
Matthiasstraße 35 **ROTHER** Matthiasstrasse 35
empfehle ich meine Fabrikate allen Genießern. – Bei Einkauf von 1 Liter Spirituosen erhält jeder
Kunde 1 Glas Grog zur Probe gratis

Legeneration

Streifen aufmerksamer Journalisten durch die Gerichtssäle ergeben mitunter interessante Einblicke in tiefstes menschliches Elend, das auch in den „oberen Kreisen" zu Hause ist. So lesen wir im „Vorwärts" folgende zwei Bilder aus dem Moabiter Kriminalgericht":

Tochter des Oberstudienrats (Trägerin des Namens eines in ganz Deutschland bekannten Altphilologen und Pädagogen. Die Red.) und eine Ladendiebin! Aus Not? Aus krankhaften Triebe? In der Gerichtsverhandlung erklärte der Sachverständige Dr. Bürger, es handle sich um eine schwer hysterische Person. Ein Bruder befindet sich in einer Irrenanstalt. Ihr Vater war ein bekannter Pädagoge. Sie selbst hat das Lyzeum beendet und sich als Sängerin ausgebildet. Während des Krieges arbeitete sie als Stenotypistin und hatte später hohe Gönner. Im Jahre 1919 begann es nun. Immer wieder Warenhausdiebstähle. Ein Paar Strümpfe, etwas Parfümerien usw. Ein Tag Gefängnis, eine Woche, drei Monate, sechs Monate Gefängnis. Obgleich sie stets bei denselben Kleinigkeiten blieb. Man kannte sie bereits als Warenhausdiebin und Wertheim verbot ihr den Zutritt zu seinen Warenhäusern. Sie kam aber trotzdem wieder. Und so stand sie wieder vor Gericht. — Wegen Hausfriedensbruch und Diebstahl im Rückfall. Ihre Beute, die man ihr allerdings abgenommen hatte, bestand aus einem Schal und sechs Taschentüchern. Ein Jahr drei Monate Gefängnis und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte beantragte der Staatsanwalt. Ihr Verteidiger war nicht erschienen, da sie ihn nicht bezahlt hatte. Woher hätte sie auch das Geld nehmen sollen? In ihrem letzten Wort sagte sie: „Ich kann doch singen und hoffe, mich noch wieder aufzurichten." Das Gericht nahm ihr aber die bürgerlichen Ehrenrechte und schickte sie für neun Monate ins Gefängnis.

Sohn des Oberstabsarztes und ein Betrüger. Der Vater war in seiner Heimatstadt eine bekannte Persönlichkeit. Der Sohn sollte eine gut bürgerliche Karriere ergreifen; obgleich er viermal in der Schule sitzen geblieben war, gelang es ihm doch, seine Schlußprüfung zu bestehen und nach dem Besuch von Militärschulen Leutnant zu werden. Die! brauchte man ja auch dazu nicht! Als er aus Gesundheitsgründen seinen Abschied erhielt, wechselte er sehr oft seinen Beruf. Schließlich machte er sich selbständig. Das erstemal kam er im Jahre 1912 mit dem Gesetz in Konflikt. Das brachte ihm drei Wochen Gefängnis ein. Diese Entwicklung war ein Zufall. Als kleiner Junge beging er Hausdiebstähle, um seine Kameraden freizuhalten; als Offizier vergriff er sich an Dienstgeldern und diesesmal hatte er bei den Mietern von Häusern, die er zu verwalten hatte, Gelder einkassiert und nicht abgeliefert. Dr. Bürger, der Sachverständige, erklärte ihn zwar für zurechnungsfähig, doch für geistig minderwertig und schwer hysterisch. Schon vor Jahren war von seiner Frau gegen ihn ein Entmündigungsverfahren eingeleitet. Auch hatte er sich zwecks Beobachtung seines Geisteszustandes in einer Irrenanstalt aufgehalten. Ein anderes Entmündigungsverfahren schwebt im Augenblick. Das Gericht schickte ihn wieder auf längere Zeit ins Gefängnis.

Lobetheater

„Lysistrata"

Eins der abgenützten Schlagworte der modernen Kunstjugend ist „die neue Sachlichkeit". Die zeigt sich z. B. in ganz unsachlich eigenwilligen Bearbeitungen der „Räuber" und des „Hamlet", deren Aufführungen in Berlin mehr vom „Geiste" des Herrn Jeßner als von den Geistern Schillers und Shakespeares hatten. Die hemmungslose Tollheit persönlicher Regiekunst nennt man jetzt „sachlich"! Um etwas anderes handelt sich's bei Paul Barnays neuester Leistung, durch die eine antike Komödie von nicht sakrosankter und oft possenhafter Wesensart „zeitgemäß" modernisiert werden sollte. Barnay hat die „Lysistrata des Aristophanes" — so steht's auf dem Programm — „mit Benützung der Dropsenschen Uebersetzung frei bearbeitet", Couplets hinzugedichtet, Orchestermusik, Solo- und Chorgesang herangezogen und die Inszenierung dem Stil einer Offenbachiade angepaßt. Seine Arbeit ist ulkig und gewandt, aber eine verfrühte Weihnachtsbäckerei; denn erst in der Silvesternacht könnte sie ein Daseinsrecht haben. Sie ist weder Fisch noch Fleisch, höchstens könnte man sagen, daß der Verfasser ein paar scharfe Fischgräten der aristophanischen Satire in eine Pastete aus der eigenen Küche gesteckt und darüber Operetten-Paprika gestreut hat. Er parodiert die Parodie, aber dazu scheint mir der attische Komödiendichter doch zu schade zu sein. Ein Teil war die Lysistrata des Aristophanes, ein anderer die Lysistrata des Barnay. Nach dem ersten Akt rief jemand stürmisch „Aristophanes!", doch an dessen Stelle erschien Herr Barnay, und neben ihm zeigte sich Herr Dr. Nick, der Komponist der hübsch klingenden, aber nicht mit attischem Salze, sondern mit billigen Reminiszenzen gewürzten „Kapellmeistermusik" und zugleich der Dirigent des Schlesischen Landesorchesters. In beiden Eigenschaften zeigt er sich als Routinier. Seine zu oft melodramatische Behandlung der Musik hinderte die Verständlichkeit des Textes. Von Herrn Willon stammten „die Bühnenbilder", d. h. die Treppenarchitektur, und die Figurinen. Aus der großen Darstellerschar seien besonders genannt die Damen Thiessen, Tuerschmann, Sering und Barnay und die Herren Scherzer, Platte, Habel und Fink. Mit der echten Lysistrata hat Reinhardt (mit Schildkraut) viel stärkere Wirkungen erreicht als Barnay mit der modern frisierten Lysistrata, die nach dem „Rhythmus der Zeit" tänzelt und sich mit der „neuen Sachlichkeit" gegen die attischen Greise rüstet.

Dr. P. R.

Wie die Christus-Legende entstand

Die neue Nummer der bekannten „A. I. Z." (Arbeiter-Illustrierte-Zeitung" Nr. 26, Berlin NW. 7) bringt den historischen interessanten Aufsatz eines Fachmannes über das Entstehen der Christuslegende. An Hand des Materials, das der bekannte Gelehrte Georg Brandes geliefert hat, weist der Verfasser nach, daß das Leben Christi auf einer Legende beruht, die schon bei den alten Aegyptern und Griechen vorhanden war. Wir drucken nachfolgend den Aufsatz ab, der gerade zu dieser Zeit sehr viel Beachtung finden wird.

Seit Jahrhunderten besteht in den Ländern, deren herrschende Klassen das Christentum zur Staatsreligion erhoben haben, die Sitte, Weihnachten zu feiern als den Geburtstag des Glaubensstifters. Doch diese Sitte beruht, wie so viele andere, nicht auf historischer Ueberlieferung, sondern allein auf alten Märchenerzählungen. Der bekannte dänische Gelehrte Georg Brandes hat kürzlich einwandfrei nachgewiesen, daß Jesus Christus eine Sagengestalt ist, und daß es niemand gelungen ist, einen Beweis für seine Existenz zu erbringen. Der Sagenkreis, der sich in den ersten Jahrhunderten nach seiner angeblichen Geburt um seine Gestalt gebildet hat, ist aus allerhand Mythen des Orients und der Antike zusammengestellt. So gab z. B. die ägyptische Göttin Isis, die lange vor Christus schon als die göttliche Mutter mit dem Kinde verehrt wurde, das Vorbild ab für den Kult der Maria mit dem Gottessohn: die drei Weisen (Könige aus dem Morgenlande), die das neugeborene Kind anbeten, sind seit undenklichen Zeiten Figuren, die jedem orientalischen Märchenerzähler vertraut sind: das Mysterium von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria ist dem Kult des griechischen Sonnengottes Helios, das Mysterium der Auferstehung Christi dem Kult des ägyptischen Osiris entnommen: die tätige Nächstenliebe, die das Christentum angeblich vor anderen Religionen voraus haben soll, wurde in den gleichen Formen oft mit den gleichen Worten schon im Alten Testament und von griechischen Philosophen gelehrt. Nicht einmal das Geburtsdatum des Religionsstifters ist selbständig erfunden; in der Nacht vom 24. zum 25. Dezember wurde schon im dritten vorchristlichen Jahrhundert die Geburt des Helios gefeiert. Es ist der christlichen Religion ebenso wenig wie irgendeiner anderen gelungen, den Beweis für die irdische Verkörperung eines unsichtbaren Gottes zu erbringen.

Republikaner! Lest „Die freie Meinung"